Von

München nach Landshut.

Ein Eisenbahnbüchlein

von

Dr. J. Sighart.

Landshut 1859.

Verlag der Krüll'schen Universitäts-Buchhandlung.

Druck von J. F. Rietsch.

Inhalts-Verzeichniß.

Von München nach Landshut.

I.

Eingang. Ausgang der Eisenbahn. Marsfeld. Nymphenburg. Neuhausen. Mosach. Feldmoching. Milbertshofen. Dachau. Deutenhofen. Amperpettenbach.

Den Reisenden, welche auf den Flügeln des Dampfrosses die große Isar-Ebene und damit das bedeutendste Stück Altbayerns durchziehen, bieten wir uns als freundlichen Führer an, um ihnen von Land und Leuten ein Miniaturbild zu verschaffen. Denn dadurch wird ja das Reisen belehrend und wahrhaft gewinnbringend, während die gedankenlos ein Land Durcheilenden aus dieser Lotterie, wie Sterne alles Reisen nennt, fast nur Nieten ziehen.

Wir bitten aber vor Allem Diejenigen, welche diesen Weg zu machen gedenken von Bayerns kunstumkränzter Residenzstadt nach der alten Bischofsstadt Freising oder nach dem kirchenprächtigen Landshut, allen Vorurtheilen zu entsagen und sich durch den Popanz übler Gerüchte nicht erschrecken zu lassen. Denn die Gegend, welche sich hier vor unsern Augen entfaltet, besonders die erste Hälfte des Weges, steht in doppelter Hinsicht in gar üblem Rufe, sie

gehört zu den bestverläumdeten in Europa. Nämlich sie ist vorerst weithin bekannt ob ihrer Oede und Unfruchtbarkeit, so daß sie selbst auf unser Gesammtbayerland schon herbe Urtheile herabgezogen hat. In einem nationalökonomischen Werke, daß in England einen bedeutenden Namen hat, soll die Nachricht zu lesen sein, Bayern sei das ödeste, unfruchtbarste, der Kultur am Meisten widerstrebende Land in Mittel-Europa. Der Verfasser dieses Buches hatte selbst eine Reise durch Bayern gemacht. Während er aber die übrigen Theile des Landes bei Nacht im Eilwagen durchzogen hatte, traf es sich zufällig, daß er gerade diese Strecke von München nach Freising bei hellem Tageslicht zurücklegte. Und so schloß er aus der Beschaffenheit dieser Gegend, die er allein geschaut, auf den Zustand des Bodens aller übrigen Regionen unsers Vaterlandes, die er nicht gesehen hatte! Aber diese Ansicht von der durchgängigen Unfruchtbarkeit unsers Isarthales ist jetzt bereits eine veraltete, überwundene. Wer die Fortschritte und Früchte der Bodenkultur auch auf diesem Gebiete in den letzten 10 Jahren beobachtet, kann nicht mehr über gänzliche Oede dieser Landesstrecke klagen, da überall hochwallende Saatfelder und üppige Wiesen wie siegreiche Legionen die so lange der Cultur trotzenden Flächen des Urmooses durchziehen.

Aber noch eine zweite Anklage hört man vom Munde Derer, die unsere Gegend durchreisten, so häufig gegen dieselbe schleudern. Es wird ihr ein Fehler vorgeworfen, von dem man gesagt, er finde keine Gnade weder in dieser noch in der andern Welt, es ist — die Langweiligkeit. — Doch ich bitte diese Anklage nicht unvorsichtlich auszuspre-

chen. Seit Professor Erdmann in Halle seine höchst scharfsinnige Musterabhandlung über die Langweile geschrieben, ist es für den eigenen guten Ruf sehr bedenklich, sich noch irgendwo über Langweile zu beklagen. Denn er hat den unwiderleglichen Beweis geliefert, daß nur der Halbgebildete Langweile fühlen könne, dagegen der Ganzgebildete und Ungebildete niemals. Während der rohe Naturmensch noch nicht im Stande ist, die Zeit von dem in der Zeit sich bewegenden Objekte zu unterscheiden, weßwegen er auch das langsame Entfliehen der Zeittheilchen, d. h. das lange Weilen derselben nicht beobachtet, wodurch die Langeweile entsteht, findet der Gründlichgebildete an Allem, was ihm begegnet, so viel des Interessanten, Belehrenden, Anziehenden, daß er über der Betrachtung desselben das Verstreichen der Zeit nicht beachtet, daß er also keine lange Weile hat. Die Mehrzahl der die Glypptothek Besuchenden geht im Niobidensaale an der Perle der ganzen Sammlung, an dem unübertroffenen Ilioneus vorüber, fast ohne ihn eines Blickes zu würdigen, weil die Statue des Kopfes und der Hände entbehrt. Diese Leute würden Langeweile fühlen, wenn sie lange bei einer solchen Ruine einer Antike verweilen müßten. Aber der große Sömmering hat einmal drei Stunden vor dieser herrlichen Statue im höchsten Entzücken zugebracht und hat offen gestanden, er habe niemals in so kurzer Zeit so Vieles in der Anatomie des menschlichen Leibes gelernt, als vor diesem verstümmelten Bilde. Und dürfen wir nicht auch die arabische Legende hieher beziehen, welche erzählt, der Heiland sei einmal auf seinen Wanderungen auf einen todten Hund gestoßen, der schon in Verwesung überging. Während nun

die Jünger mit allen Ausdrücken des Abscheues von dem Aase sich abwendeten, sei der Heiland hinzugetreten, habe länger dort verweilt und die Schönheit der Zähne bewundert, die dem verwesenden Thiere noch geblieben. War es nicht ein zartsinniger Gedanke, die incarnirte göttliche Intelligenz und Liebe dort noch etwas Anziehendes und Bewundernswerthes finden zu lassen, wo die ganze Welt sich mit Geringschätzung, ja mit Verachtung abwendet? Ja es ist gewiß, die liebende Intelligenz fühlt nirgends und niemals Langeweile. Daher ist die Langeweile auch vom Himmel, dem Orte der höchsten Erleuchtung und Liebe, ausgeschlossen, wogegen der Halbgebildete, der Blasirte sich bald überall ennuyirt findet, weil er Alles gering schätzt, weil er Alles schon zu kennen, zu wissen glaubt, während ihm doch nur die Oberfläche der Dinge bekannt ist.

Nach dieser Erörterung wird es wohl Niemand für gerathen halten, die Gegend, welche wir jetzt zu durchziehen gedenken, langweilig zu nennen. Also auch dieser zweite Vorwurf löst sich bei genauerer Betrachtung in Nichts auf; und so können wir denn guten Muthes die Reise antreten mit der Zuversicht, daß auch dieses Stück unseres Bayerlandes der Betrachtung würdig sei, daß es dem kundigen Auge gewiß auch manches Interessante, Belehrende und Unterhaltende zeigen werde.

Die Landschaft, welche wir sofort durchziehen, ist eine weitausgedehnte Hochebene, die einst von der Isar regellosen, ungebändigten Fluthen überströmt war, wovon noch die langen Haiden und gewaltigen Moose, die uns begegnen, Zeugniß geben.

Die Höhenzüge, welche dieses Thal einfassen, früher

näher den Ufern des Flusses kommend, verlieren sich auf unserm Wege allmälig und treten erst bei Schleißheim einerseits, bei Erding andererseits wieder in größeren Dimensionen und näher uns entgegen. Der Abfall der ganzen Ebene von München nach Landshut geschieht unmerklich, ist aber doch so bedeutend, daß Freising bereits um mehr als hundert Fuß tiefer liegt als München.

Ueber diese schiefe Fläche wird uns also der Weg führen. Und zwar hat die neue Schienenbahn anfangs sich nicht an die alten Pfade angeschlossen, die an den beiden Ufern der Isar über Ismanning und Garching nach Freising führen, sondern vom Westen der Stadt ausgehend, zieht sie in einer sanften Bogenlinie auf neugebahntem Wege sich gegen Schleißheim und Freising hin. Obwohl durch diese Wahl die Wegstrecke verlängert wird, so ist sie doch in Bezug auf Verkehr und Interesse der Gegend als Gewinn zu betrachten. Nach diesen Vorbemerkungen treten wir also unsere Reise an.

Der Ausgang der Ostbahn ist derselbe mit dem unsrer Residenzstadt München, nämlich von Salzstädeln. Wie der löwenmuthige, aber auch stolze und gewaltthätige Heinrich einst die Brücke im blühenden, dem Freisinger Bischofe eigenen Vering (Ort wo die Leute des Ferchen wohnen) zerstörte, eine neue Fähre über die Isar baute und daneben eine Zollstätte, Salzstädel, Spital und Kirchlein anlegte, um so die zahlreichen Salzfuhren aus Salzburg und Reichenhall hieher zu leiten, aus welchen Anfängen dann die Stadt München erwachsen ist, so geht jetzt von den Salzstädeln im Westen der Stadt die länderverbindende Ostbahn hervor. An ihrer Stätte erhebt sich der stattliche

Bahnhof, von dem ein Salz der Neuzeit, der Dampf, täglich ausgeht und die bayerischen Lande durchzieht, Tausende führend und regierend.

Die Bahn zieht sich zuerst längs des Marsfeldes hin. Was doch die klassische Zeit erfindungsreich war in der Schöpfung wohlklingender Namen! Früher hieß und war dieses Stück Erde das Galgenbergl von München. Wo jetzt die glänzenden Söhne des Mars sich herumtummeln im unblutigen Waffenspiele, da baumelten einst viele Jahrhunderte hindurch die ungeschickten Schüler des Merkurius und Consorten zwischen Himmel und Erde, bis stockte des Lebens Strom. Mit den Fortschritten der Humanität hat das raschere Schwert den langsamen Strick fast ganz verdrängt, um in der Gegenwart durch die Alles überflügelnde Maschine sogar hier aus dem Sattel geworfen zu werden. So haben nicht bloß die Mittel des Verkehrs auf Erden zugenommen, auch die Beförderung von diesem Zeitleben in das Land der Ewigkeit ist immer rascher geworden! Obwohl diese weite Fläche also nicht als Schlachtfeld der Völker gedient, so hat es im Laufe der Zeiten als Sühnopferaltar der Gerechtigkeit doch wohl schon mehr Blut getrunken, als manches Schlachtfeld, dessen Name von Mund zu Mund geht. So zeigt man in Italien Schlachtfelder, wo in den Städtekämpfen des Mittelalters, nach den Berichten Villani's kaum ein Mann gefallen nach tagelangen Gefechten. Diesen Feldern gegenüber ist also unser Marsfeld noch immer ein Blutfeld! Während das Dampfroß hineilt längs der weiten Fläche des Marsfeldes, erblicken wir stets in einiger Entfernung das kgl. Lustschloß Nymphenburg.

Wie viele Erinnerungen knüpfen sich an diesen Namen! Im frühen Mittelalter stand hier schon eine Schwaige, Kemnaten (Kammer) genannt, die sich im Besitze von Familien Münchens befand. Im Jahre 1665 kaufte der Churfürst Ferdinand Maria dieselbe um den Preis von 10,000 fl. von den Edlen von Gaßner, um hier für seine Gemahlin Adelheid ein Lustschloß mit Garten zu erbauen, das sie an die Lieblichkeit und Lebensfülle ihrer italienischen Heimath gemahnen sollte. Aber erst ihr Sohn Max Emanuel brachte den Plan zur Ausführung, indem er den Mittelpavillon sammt den umfassenden Gärten mit reichen Wasserwerken erbauen ließ. Die folgenden Churfürsten Karl Albert und Max III. fügten die beiden Seitenflügel hinzu, gründeten auch das Kloster der Chorfrauen (1730) und ein Kapuzinerhospitium. An die Stelle des einfachen deutschen Kemnaten war jetzt der affektirt-idyllische Name Nymphenburg getreten. Aus dem deutschen Landhaus war ein französischer Pallastbau geworden. Die naturkräftigen deutschen Bäume, Eichen, Linden, Tannen mußten jetzt solchen weichen, welche monoton in Reih und Glied stehen konnten und charakterlos mit der Scheere zu fremden Formen (von Pyramiden, Hunden, Löwen) beschnitten wurden. Die ganze griechisch-römische Götterwelt (Venusse, Dianen, Merkure) hatte den Olymp verlassen, um diese Haine und Lustwäldchen zu bevölkern. Kein deutscher Baumeister schien mehr im Stande zu sein, ein fürstliches Schloß auszuführen, der Franzose Couvillier wurde berufen zur Erbauung desselben. In Allem sollte Fontainebleau als Muster gelten. Das war jene Zeit der geistigen Sklaverei gegenüber dem Geschmacke und den Sitten Frank-

reichs; die materielle und politische folgte nur zu bald nach! — In den Räumen dieses Schlosses wurde im Jahre 1740 der folgenreiche Nymphenburger Vertrag zwischen Bayern, Frankreich und Preußen geschlossen, der die Kaiser-Krone und das Erbe von Oesterreich an Bayern bringen sollte, aber unsägliche Leiden über das Land ausgegossen hat im österreichischen Erbfolgekrieg, der sich sofort entspann. An demselben Tage, wo die Krönung Karl Alberts in Frankfurt geschah, nahm der Pandurenoberst Menzel unser München, verwüstete die ganze Gegend und erließ den Befehl: Alle, die mit den Waffen in der Hand ergriffen würden, sollten einander selbst die Nasen und Ohren abschneiden und dann gehangen werden.

In einem Saale dieses Lustschlosses starb auch König Max I. plötzlich in der Nacht des 12. Oktobers 1825, nachdem er einem Balle beim russischen Gesandten beigewohnt.

Hier in Nymphenburg steht seit 100 Jahren auch eine Porzellanfabrik in Blüthe, deren Name in ganz Europa und selbst in der neuen Welt bekannt ist. Ein einfacher Hafnermeister von München, Johann Niedermayr, muß als eigentliche Veranlassung ihres Entstehens bezeichnet werden. Er hatte durch eigne Studien in Chemie sowie durch weite Reisen sich die Fertigkeit gewonnen, Geschirre und Oefen mit weißer Glasur und goldenen Ornamenten in so großer Vollkommenheit zu machen, daß der Churfürst Max III. auf den Gedanken kam, eine Porzellanfabrik zu gründen, in welcher er dem Niedermayr die technische Leitung, dem kunstsinnigen Grafen Sigmund von Haimhausen aber die künstlerische Ueberwachung über-

trug. Das geschah im J. 1758. Seit dieser Zeit hat diese Anstalt, die in der Neuzeit eine Umformung erlitten, zahllose Werke der Kunsttöpferei und Malerei geliefert, die an Schönheit und Vollkommenheit mit den gelungensten aller Jahrhunderte wetteifern.

Jener prachtvolle Garten, der sich in großer Ausdehnung hinter dem Schlosse Nymphenburg entfaltet und der vom Könige Max I. im englischen Geschmacke war umgestaltet worden, hat in den Jahren 1825 und 26 auch ein Schauspiel gesehen, das damals in Deutschland noch unbekannt war, das Schauspiel einer Eisenbahn. Der geniale Münchener Akademiker Jos. v. Baader, der Bruder des geistreichen Philosophen Franz v. Baader, war bereits in dem Jahre 1807 mit Plänen umgegangen, Eisenbahnen in größeren Verhältnissen zu construiren, als man sie seit einem Jahrhundert bereits in den Bergwerken Englands angewendet. Im Jahre 1814 hatte er seine Schrift „über die überall anwendbare Erfindung eiserner Kunststraßen" veröffentlicht und im Jahre 1818 ein arbeitendes Modell einer Eisenbahn zu München ausgestellt. Endlich erhielt er die Erlaubniß in jenen Jahren, hier im Schloß-Garten zwei Eisenbahnen zu erbauen, eine nach eigenem, eine nach englischem System, um die Wirkung beider zu vergleichen. In Gegenwart hoher Commissionen wurden die Proben abgehalten. Sie fielen durchweg günstig aus. Dennoch war die Zeit der Anwendung dieser hochwichtigen Straßenbauten für Deutschland noch nicht gekommen, die Sache wurde vertagt. Erst als die Ausländer sich der Erfindung, die eigentlich unserm bayerischen Landsmanne gebührt, rasch bemächtigt und sie mit unglaublicher Schnel-

ligkeit ausgebeutet hatten (im Jahre 1825 waren in England bereits 18 Eisenbahngesellschaften mit einem Capital von 200 Millionen entstanden), fand die höchst merkwürdige Neuerung auch in Deutschland und bei uns Eingang. Das ist eine alte deutsche Geschichte in neuem Gewande. Selbst der Erfinder des Schießpulvers mußte ja nach Venedig wandern, um dort seine großartige Erfindung anzubringen.

Es ist also gewiß billig, daß die neue Ostbahn beim Ausgang von München sogleich gegen Nymphenburg zubeugt, gleichsam um die Stätte zu begrüßen, wo die Wiege des Eisenbahnbaues in Deutschland gestanden! Doch noch ein zweites Werk desselben Genies zeigt Nymphenburg, es ist eine lebendige Denksäule auf den großen Mann, wie Wenigen zu Theil geworden. Wir meinen die große Fontaine vor dem Schlosse, die unter Baaders Leitung ausgeführt worden und so viel zur Belebung und Zier des ganzen Lustortes beiträgt. Er erhielt dafür öffentliche Belobung und eine Gratifikation von 100 Karolins. Als Napoleon im Jahre 1805 diese trefflichen Wasserwerke Nymphenburgs sah, war er darüber entzückt und ließ selbst unsern Landsmann im folgenden Jahre nach Paris kommen, um eine neue Wasserhebungsmaschine an der Stelle der alten von Marly zu construiren. Zwar hintertrieb, wie man sagte, die französische Akademie aus beleidigtem Nationalstolz die Ausführung der genialen Pläne Baaders. Aber Ruhm und kaiserliche Belohnung wurde doch dem heimkehrenden bayerischen Meister zu Theil.

Die erste Ortschaft, die wir auf der Bahn berühren ist Neuhausen, eine Filiale von Sendling. Zwar trägt dieses stattliche Dorf das Prädikat der Neuheit in seinem

Namen und hat ein ziemlich modernes Aeußere, aber dennoch ist es uralt, von hohem Interesse und von solcher Bedeutung, daß selbst eine Straße Münchens von ihm den Namen erhalten hat. Der Ort kommt schon i. J. 1164 urkundlich vor, indem ein Rudolph von Niwenhusen genannt wird (M. B. VIII. p. 423). Und später haben die ersten Patriciergeschlechter der Hauptstadt, wie der kecke Hanns Pütrich, der allein die Reichsstadt Augsburg befehdete, überfiel und mehrere Bürger auf der Straße tödtete, dahier ihre Besitzungen gehabt. Aber die fromme Sage gibt dem Orte noch viel höheres Alter und einen heiligen Ursprung. Hier soll ja in den Urtagen, als noch die Nacht des Heidenthums auf diesen Gegenden ruhte, ein fremder Mann Winthirus mit Namen (Windher= ein wendischer Mann= Windischmann) angekommen sein, der sich als Einsiedler niederließ und die umwohnenden Landleute durch Leben, Lehre und Wunder zum christlichen Glauben bekehrte. So ist dieses wenig mehr beachtete Dörflein vielleicht der Feuerheerd, von dem aus die Funken christlicher Erleuchtung und Gesittung in das Nebelland ringsum hinausgesprüht und neues Leben hervorgerufen haben. Der selige Winthirus hat hier seine Grabstätte und eine bis zur Gegenwart währende Verehrung gefunden, wie die Votivbilder der Kirche zeigen. Ja ein geheimer Rath des großen Churfürsten Maximilian, mit Namen Gailkircher, hat das Leben des Seligen sogar in lateinischen Versen besungen, welches Gedicht bei Raderus zu lesen ist (B. S. I. 54.).

Wenden wir unsere Schritte nun zur Kirche des Dorfes. Die Kirche ist in der Regel die große Geschichts-

Tafel eines Orts, ein Glaubens- und ein Sittenzeugniß, das sich die Gemeinde selber in den verschiedenen Perioden ihres Bestandes geschrieben. Der Bau der Kirche stammt hier aus der Zeit der Gothik (Ende des 15 Jahrh.), ist aber später unter der Regierung des Zopfes neu ausstaffirt d. h. verunstaltet worden, was sich von der Wohlhabenheit der damaligen Grundherren, der Edlen von München, erwarten läßt. Fast nur die Armuth hat unsere süddeutschen Kirchen in jenen Tagen vom Verderben, von der Verweltlichung durch den Zopfaufputz bewahrt. Selig sind, die damals arm waren an Gold, ihrer ist noch die reine Schönheit! An den Wänden des Schiffes erblicken wir vier große Holzreliefs, die gleichfalls noch aus der Zeit des gothischen Neubaues der Kirche stammen. Es sind Scenen aus dem Leben Mariä, mit all der Naivität der Auffassung, Wärme der Empfindung, Derbheit der Gestalten und staunenswerthen Handfertigkeit ausgeführt und gefaßt, die den altbayerischen Meistern der Periode eigen ist.

Um die Kirche herum liegen auch hier die Gräber, wie die Schafe den Hirten umringen. Viele Gräber zeigen stattliche Monumente, die vornehme Namen an der Stirne tragen. Aber zwei Gräber sind es, die vor Allen das Interesse jedes Bayern in Anspruch nehmen, das Grab eines Priesters und das eines Künstlers, deren Namen Bayern immer mit Stolz nennen wird, deren Fußstapfen noch von Segen triefen. Der eine ist Sambuga, dem sein hoher Zögling König Ludwig noch als Kronprinz die ehrende Gedenktafel am Portal hat setzen lassen, während sein Freund Sailer in einer umfassenden Biographie sein Andenken gefeiert hat.

Sambuga war eine jener glücklichen reichbegabten Naturen, wie sie öfters aus der Mischung des deutschen und romanischen Elements hervorgegangen. Geboren im Jahre 1752 bei Heidelberg von Eltern, die aus Como stammten, war er frühe Waise geworden, unternahm dann eine Reise nach Italien, wo er von lebendigen Mustern der Frömmigkeit sich außerordentlich erbaut sah, und wurde endlich Priester und Seelsorger der Deutschen im Spital zu Mailand. Als er im Jahre 1775 nach Deutschland heimgekehrt war, wurde er Kaplan in Helmsheim bei seinem würdigen Onkel, dann in Mannheim, wo man ihm alsbald auch die Hofpredigerstelle übertrug. Später erhielt er die Pfarrei Hersheim, welcher er mit musterhaftem Eifer vorstand. Im Jahre 1797 berief ihn von da Elisabeth die Pfalzgräfin am Rheine als Erzieher und Religionslehrer ihres Erbprinzen Ludwig. Mit welchen Erfolgen er dieses hochehrenvolle Amt bekleidete, ist Allen bekannt. Aber Sambuga begnügte sich nicht damit, Liebe zu Gott, zur Kirche, zum Volk und Vaterland in das Herz seines Zöglings zu pflanzen, er trat auch öffentlich auf als Schriftsteller gegen das Schlechte und Verkehrte, das sich fast allgemein Geltung verschafft. Er war einer der Wenigen, die in einer bösen Zeit ihr Knie nicht beugten vor dem Götzen des Unglaubens und der schalen Aufklärerei, die wie eine giftige Influenza fast alle Geister angesteckt hatte. Als man ihn zum Eintritt in den Freimaurerorden einlud, wies er es ab mit den Worten: Ich bin schon Mitglied zweier großer Orden, der Kirche und des Staates, die meine Kräfte und mein Leben ganz in Anspruch nehmen! Sambuga starb hier im Jahre 1815

in stiller Zurückgezogenheit. In Mitte der trüben Tage und aller Kämpfe zeigte er immer Heiterkeit, Liebe zu allen Menschen, Sanftmuth, Geduld. Mit Recht hat ihm König Ludwig vor Kurzem noch das Zeugniß gegeben in Gegenwart des pfälzischen Clerus: Sambuga war ein Heiliger und bei Hofe! —

Welch ein liebliches Bild ruft uns also dieser Gedenkstein vor die Seele!

Das andere Monument, das unsere Aufmerksamkeit auf sich zieht, steht an der Schlußwand des Kirchhofs. Es deckt das Grab Stiglmayr's des Erzgießers. Er, der einfache schlichte bayerische Meister, aus einer Schmidwerkstätte in Fürstenfeldbruck hervorgehend, wie die meisten genialen Denker und Erfinder nicht schulmässig gebildet, sondern mehr Autodidakt, hat die alte Erzgießkunst wieder aus dem Grabe geweckt, und wie im Fluge zu einer Höhe der Vollendung erhoben, daß Aller Augen staunend sich auf ihn wandten. Nachdem er nicht nur die Plätze Münchens, sondern fast zahlloser Städte Europas und die Säle der Fürsten mit seinen glanzvollen Werken geschmückt hatte, wurde ihm hier in der Nähe seiner Werkstätte selbst ein Grabmal zu Theil, das aus seiner Werkstätte hervorgegangen. Am Obertheil des Aufbaues von Stein, der im griechischen Styl gehalten ist, steht das Bild des Auferstandenen mit der Inschrift: Der Friede sei mit Euch. Unten sehen wir auf einem Medaillon das wohlbekannte Bild des Meisters selbst, der in seiner ganzen Erscheinung mehr einem mittelalterlichen ehrsamen Zunftmeister als einem modernen Künstler glich, und die Inschrift: Joh. Bapt.

Stiglmayr. Den Grabspruch hat ihm sein königlicher Mäcen selbst gedichtet. Er lautet:

Das in der Erzgießkunst für unmöglich Gehalt'ne vollbrachtest
Du mit seltnem Geschick staunenerregender Kunst! —

Doch es ist Zeit, Neuhausen zu verlassen. Nachdem die Eisenbahn die Nymphenburger- und bald darauf die nach Dachau führende Straße durchschnitten, begrüßt uns zur Linken das Dorf Moosach, eine Filiale von Feldmoching. Von seiner Lage am Moosbache hat es seinen Namen (Mosaha). Es ist ein uralter Ort, schon in den Urkunden von 784—810 erscheint es als Villa, von Freien und Knechten bewohnt! Auch Pfalzgraf Otto von Wittelspach (Berg des Wittilo) hatte hier Besitzungen, die er im Jahre 1164 nach Schäftlarn schenkte.

Aus dieser Zeit stammt die romanische Absis der Kirche mit Lisenen und den drei Fenstern, die man zu Ehren der heiligen Dreifaltigkeit im Chor anzubringen pflegte. Alle andern Theile der Kirche sind später umgebaut und erneuert worden.

Gegenüber zur Rechten der Bahn erblicken wir ein kleines Dörfchen mit alterthümlichem Kirchenbau. Es ist Milbertshofen, ebenfalls eine Filiale von Moching. Wie viel des Interessanten, Anziehenden, Belehrenden bietet wieder diese Kirche, die erst in den letzten Jahren von den Kunstforschern förmlich entdeckt worden. Der gothische Bau des Kirchleins stammt aus dem Beginn des sechzehnten Jahrhunderts, ebenso der Flügelaltar mit der Statue des

hl. Georg und etwas rohen Martyrerbildern auf den Klappen. Die angebrachten Jahreszahlen 1510 und 1599 deuten auf die Zeit der Entstehung und einer leidigen Uebermalung. Auch hier finden wir die Rückseite des Altars bemalt mit dem Eccehomobilde, weil im Mittelalter hinter dem Altare der Beichtstuhl aufgestellt war. So hatten die Beichtenden immer das Leidensantlitz des Heilandes vor Augen. An der Wand prangt noch ein Sakramentshäuschen von Stein in aller Zierlichkeit der alten Kunst. Und welchen Bilderreichthum besitzt die Kapelle noch heutigen Tags! Obwohl alle Wandgemälde flüchtig ausgeführt und später übermalt sind, gibt doch schon die Wahl der Stoffe Zeugniß für die theologische Kenntniß und Gedankenfülle des Bestellers. In Mitte des Chores sehen wir die hl. Dreieinigkeit, angebetet von den Engeln, an den Wänden um das Sakramentshaus die Vorbilder der hl. Eucharistie (das Manna, das Wasser aus dem Felsen) am Triumphbogen die Werke der Barmherzigkeit, gleichsam die Stufen, auf denen wir zum Throne Gottes emporsteigen. An den Wänden des Schiffes sind 18 Scenen aus dem Leben und Leiden des Herrn angebracht. So ist die kleinste mittelalterliche Kirche eine stets aufgeschlagene, in prächtigen Farben geschriebene Bilderbibel, die Bibliothek der Armen, gewesen.

Auch einige zierliche Geräthschaften sind hier noch erhalten, eine Kreuzpartikel, zwei Reliquiengefässe, ein Rauchfaß, Klingel, Leuchter, die alle von der Technik und dem feinen Geschmacke der alten Werkmeister zeugen.

Ueber den Erbauer und Hauptwohlthäter der Kirche gibt eine öfter vorkommende Inschrift sammt Wappen den

gewünschten Aufschluß. Das Wappen ist das des Klosters Schäftlarn. Die Inschrift: L. A. Z. S. bedeutet aber: Leonard Abt zu Schäftlarn. Es unterliegt also wohl keinem Zweifel: Dieser Abt Leonhard Schmid, ein baulustiger Herr, dessen Bild im Kirchlein Percha am Starnbergersee am Fenster zu sehen ist, hat bei dieser Schwaige, die dem Kloster gehörte, dieses Kirchlein erbaut und so reich mit Heiligthümern und Kunstwerken ausgeschmückt.

Beim Ausgang aus der Kirche fesselt unter dem Vorbau noch ein großer Grabstein unsern Blick. Er stellt einen pflügenden Bauer mit einem Füllen vor und darunter können wir noch die Worte entziffern: Der erber Maister A. Keferlocher und Frau Apollonia . . . Wahrscheinlich war dieser Edle (daher erber) von München auch hier begütert und wählte darum diese Grabstätte sammt seiner Ehefrau. Da er aber von Keferlohe (Waldplatz mit vielen Käfern) stammte, so zeigt er in seinem Wappen den Ruhm Keferloh's, die Pferdezucht. Die mangelhafte Darstellung der Pferde und die Tracht des pflügenden Bauers sind interessant für Kunst- und Kulturgeschichte.

Zu Milbertshofen gehört auch das nahe vielbesuchte Bad Georgenschwaig. Obwohl die Zahl der Badeorte und Anstalten wieder jährlich zunimmt in unsern Tagen, so ist sie doch noch nicht zu vergleichen mit der Fülle von Badhäusern im Mittelalter. Alle Bader haben ja noch von solchen den Namen, sie hatten alle öffentliche Badstuben, wie man jetzt Rasirstuben hat, verdienen aber jetzt den Namen nicht mehr, da sie die Sache nicht mehr besitzen. Wodurch ist nun diese Veränderung der Sitte herbeigeführt worden, warum wird nicht mehr so oft und

allgemein gebadet? Der Grund liegt in der allgemeinen Anwendung des Leinenhemdes, das im Hochmittelalter nur als Nachtkleid bekannt war, während man bei Tag meistens das Gewand von Wolle, Pelz oder Leder unmittelbar am Leibe trug. Dadurch war die Nothwendigkeit gegeben, oft ein Bad zu nehmen, um die ungesunde Ansammlung von Staub und Schweiß zu verhindern. Wie es jetzt in der fashionablen Welt Gesetz ist, wenigstens alle Wochen das Hemd zu wechseln, so nahm man im Mittelalter wöchentlich ein Bad. Daher stiftete man für die Armen unentgeltliche Bäder (Seelbäder) wie Spitäler, daher bedingten sich Handwerker und Künstler in ihren Contracten meistens ein Freibad an allen Samstagen aus. So ist das Hemd der Revolutionär gewesen, der die bisherige Badordnung über den Haufen geworfen, der die Menschen den Badern entzogen und für sich gewonnen hat.

Nun ziehen wir auf der Hochstrasse weiter. Während wir zur Rechten immer noch die Residenzstadt in langer Ausdehnung hinter uns liegen sehen und gerade hier an den Ausspruch des Schwedenkönigs gemahnt werden: München sei ein goldener Sattel auf dürrer Mähre, naht sich uns zur Linken ein stattliches Dorf, es ist das Pfarrdorf Feldmoching. Dieser Name ist ins Sprichwort übergegangen, wenn man über bayerische Naturwüchsigkeit und Ungeschlachtheit spotten will. Aber wir können versichern, Feldmoching ist ein uralter Kulturort, es stand schon auf hoher Stufe der Kultur, als München noch unbekannt war, als es nur einen Anlandeplatz der Isar mit Gesträuchen und Viehweiden bildete. Es kommt bereits zwischen 784 und und 810 oft vor. Der Gründer oder erste Besitzer dieser

Colonie war Mocho, wohl ein angesehener Herr, da er auch drüben an der Amper Grundbesitz hatte. Man nannte darnm das Gut am Flusse Ampermoching, dieses aber, weil im offenen Feld gelegen, Feldmoching. Als spätere Besitzer werden uns genannt Oudalrich, Eberhart, Rudiger, Bernhart, die adelige Dame Richart de Veltmochingen, Meginhalm und als Dechant des Orts erscheint bereits i. J. 1164 Heribert. Daß hier frühe adelige, reichbegüterte Familien gesessen, dafür zeugt noch heutigen Tags die Pfarrkirche des Orts. Zwar ist der Chor im gothischen Style später umgebaut worden, das Innere hat ebenfalls den Zopfaufputz erhalten, aber der Bau des Schiffes und Thurmes gehört noch der romanischen Periode an. Dafür bürgt der Rundbogenfries im Osten des Schiffs, das bezeugen auch die alten Wandgemälde, die vor einigen Jahren hinter den zwei Seitenaltären entdeckt wurden. Drei sind wohl noch Gebilde der romanischen Kunst, Christus, Maria und Johannis der Täufer. Die beiden Andern, Mariä Heimsuchung und Mariä Tod scheinen eher der gothischen Zeit zu entstammen. Jene herben romanischen Gestalten sind die ältesten Schöpfungen der Malerei in diesen Gegenden, weßwegen es so sehr zu bedauern ist, daß die neu restaurirten Zopfaltäre wieder vor sie gestellt und sie selbst dadurch unsichtbar gemacht wurden. Auch das Glasgemälde des hl. Petrus im Schiff der Kirche, die dem Apostelfürsten geweiht ist, gehört noch der Frühperiode dieser edlen Malerkunst an, wo die Künste noch im Gehege der Klöster allein sich zu entfalten vermochten. Ein Mönch von Schäftlarn oder Weihenstephan, welche Klöster hier Güter besassen, möchte der Schöpfer dieser Malereien sein. So besitzt Feld-

moching noch immer Schätze alter Kunst, Zeugen seines Alters, seines Adels, seiner frühen Kultur!

Von nun an zieht die Bahn geradezu gegen Schleißheim hin. Während zur Rechten ein anmuthiger Park die Bahn begleitet, eröffnet sich zur Linken hinter zahlreichen Fruchtfeldern für lange eine überraschende Aussicht in das reichbevölkerte, dörfergeschmückte, gesegnete Amperthal. Man erblickt hier auf einem mächtigen Hügelvorsprung vorerst das stattliche Schloß und den Markt Dachau, dann das Schloß Deutenhofen gleichfalls in hoher Lage, mehrere Kirchthürme und zuletzt noch das stolzaufstrebende Kirchlein von Amperpettenbach. Wie viele Erinnerungen knüpfen sich wieder an diese Orte!

Auf dem Schlosse Dachau (Au der Dacheln=Dohlen) saß das Grafengeschlecht, das zu den edelsten Bayerns gehörte, da es ein Zweig vom Hause Scheyern war. Daher haben auch alle Grafen von Dachau ihre Ruhestätte in Scheyern. Nach dem Erlöschen der männlichen Linie mit Conrad III. i. J. 1180 kaufte Otto von Wittelspach (der Aeltere) das ganze Gebiet Dachau und führte den Neubau des Schlosses aus, das übrigens jetzt ein ganz modernes Gepräge hat. Von einem Grafen von Dachau stammt auch das größte Heiligthum der Gegend, der Kreuzpartikel in Scheyern. Es war um die Mitte des zwölften Jahrhunderts, als die Kirche des heil. Grabes zu Jerusalem sammt ihrem Klerus in große Noth gerieth. Man versuchte nun, Hilfe aus dem Abendlande zu gewinnen. Darum nahm Conrad, ein Chorherr am hl. Grabe, einen ansehnlichen Theil des hl. Kreuzes und andere Reliquien von den hl. Orten mit sich nach Europa, wanderte von

Stadt zu Stadt, von Stift zu Stift, zeigte überall die Heiligthümer und hatte die Vollmacht zu erklären, daß allen, welche die Wallfahrt nach Jerusalem nicht machen können, die Verehrung dieser Reliquien eben so verdienstlich sein sollte, wenn sie zugleich einen Beitrag für die Kirche des hl. Grabes leisten würden. Conrad kam auf diesen Wanderungen auch in unser Bayerland. In der Nähe von Dachau ward er plötzlich seiner Heiligthümer beraubt. Es ist gegründete Ursache zu glauben, daß der Graf Conrad I. von Dachau aus unbezwingbarer Liebe zu diesen heiligen Schätzen, wie sie in der Zeit der Kreuzzüge oft vorkommt, sie durch seine Dienstmannen heimlich entwenden ließ. Zwar forderten die Herren von Jerusalem ohne Unterlaß die Rückgabe ihres Heiligthums, aber vergebens. Graf Conrad III. eilte selbst im J. 1172 mit Heinrich dem Löwen nach Jerusalem und hörte nicht auf zu flehen, bis ihm der Besitz des geliebten Heiligthums, das unterdessen im Kloster Scheyern versteckt war, feierlich gegen gewisse Leistungen zugestanden ward. So blieb das Heiligthum in Scheyern, wo es seit der Zeit in hoher Verehrung steht. Noch ist dort nicht bloß der große Kreuzpartikel sammt den andern Reliquien erhalten, sondern auch das Holzfutteral, mit Goldblech überzogen und mit byzantinischen Ornamenten (Blättern und Köpfen) geziert, sowie der gewirkte Sack, in denen der Legat das Heiligthum herumtrug, sind dort noch zu sehen.

Aber noch eine andere Jagd, die bei Dachau geschah in späteren Tagen, spielt in Bayerns Geschichte eine Rolle. Zum vierten Male war i. J. 1647 Bayern der Schauplatz der schwedischen Verheerungen geworden. Wrangel selbst

hatte München besetzt und nahm schreckliche Rache, weil der edle Churfürst Max I. nach kurzer Ruhe wieder offen auf die Seite des Kaisers getreten war. Da berief der Churfürst seinen ruhmgekrönten Feldherrn Joh. v. Werth, der in Oesterreich geächtet lebte. Frohlockend kehrte der alte Held zurück. Und da er vernahm, Wrangel halte eben bei Dachau eine großartige Jagd, so schlich er sich mit seinen Reitern heran, überfiel den Schweden und nur ein Hirsch, der voranfliegend über eine Furt der Amper setzte, zeigte dem fliehenden Jäger den einzigen Weg der Rettung. Aber den Degen verlor der General auf der Flucht und im schlechtesten Aufzuge, begossen mit den duftenden Wässern des Dachauermooses, entkam er nach München. Um sich zu rächen für den erlittenen Schimpf und Verlust ließ er sogleich 20 Dörfer der Umgegend in Brand stecken. Das war das letzte schreckliche Aufflammern der Alles verheerenden Flamme des unseligen dreißigjährigen Krieges in Bayern.

Doch von diesen historischen Ereignissen die um Dachau vorfielen, hat die große Welt wenig Kenntniß mehr. Dagegen existirt Etwas, was alle Welt kennt, was sozusagen der Gegend Weltberühmtheit verleiht, das ist die Tracht der Dachauerinnen. Wer kennt sie nicht diese Kleidung mit kurzem Mieder, mit den zwei nur über die Kniee reichenden, gelbumsäumten, an Dreißig Ellen haltenden, faltenreichen Kitteln, mit den Strümpfen, in die Farbenornamente eingestickt sind und mit dem goldenen Neste, das in die Haare eingeflochten ist. Es lohnte sich der Mühe, über den Ursprung dieser vielleicht ungesunden aber malerischen Tracht eine Untersuchung anzustellen. Man hat ge=

glaubt, hier habe sich das altbayerische Nationalcostüm überhaupt erhalten, man hätte daher selbst die Bavaria in diesem Costüm auftreten lassen sollen. Aber das ist ein verfrühtes Urtheil. Ehe nicht untersucht worden, wie lange diese Tracht bei Dachau bestehe, ob sie nicht bloß die Erbschaft einer herrschenden Mode im nahen München aus den letzten Jahrhunderten sei, ist man zu dieser Behauptung nicht berechtigt. Riehl hat ja nachgewiesen, daß Landvolk und Klerus in der Kleidung nur um hundert Jahre hinter den nahen Städtern zurück sind. So trägt bei uns der Bauer und der Geistliche noch häufig jetzt die hohen Stiefel, welche im vorigen Jahrhundert Mode der Vornehmen gewesen. Es wäre also immerhin möglich, daß jene Dachauertracht eine vom Markte aus München eingeschleppte Reliquie sei. Merkwürdig scheint übrigens, daß der berühmte Franziskaner Prediger Pater Abraham a. St. Clara, der im Kloster Taxa bei Dachau lange gelebt, häufig auf die faltenreichen Gewänder zu sprechen kommt, was beweist, daß sie im vorigen Jahrhundert sehr üblich gewesen. So sagt er an einer Stelle: Unsere Bauern sind heutigen Tages so einfältig wie die Pluderhosen, die haben hundert Falten. Er hätte auch sagen können: Wie die Dachauer Bollenkittel. Denn auch die Zahl ihrer Bollen d. h. Falten, Wulste, erreicht diese Höhe.

Noch ein Genrestückchen aus der Roccocozeit fällt mir bei, indem ich Dachau erblicke. Es war dieser Ort der Lieblingsaufenthalt des Churfürsten Karl Theodor. Häufig nahm er in Dachau das Mittagmahl ein. Und da als sein Lieblingsgericht Hollunderküchel bekannt waren, bereitete alljährlich die Gerichtschreiberin, bei der er speiste, dieses Gericht so, daß sie die Hollunderblüthen am Baume mit

Taig umgab und über einer untergehaltenen Glutpfanne buck. Nach dem Mahle kam der Churfürst in den Garten und pflückte sich die frischgebackenen Küchel mit eigener Hand vom Baume. Die erfindungsreiche Frau, Kanzelmüller mit Namen, hat sich noch in hohem Alter mit sichtbarer Wonne ihrer Kunst und der Ueberraschung des Churfürsten erinnert.

Das Schloß Deutenhofen, das hoch über dem Ampergrund emporragt, war einst im Besitze der Bischöfe von Freising und gehört jetzt dem Grafen Spreti auf Weilbach. Im herrlich gelegenen, an Fruchtbäumen überreichen Garten dieses Schlosses stand einst Westenrieder, der Geschichtschreiber Bayerns. Entzückt über die Schönheit der vor ihm liegenden Gegend, indem man hier die ganze bayerische Ebene mit zahllosen Ortschaften, die glänzende Residenzstadt und im Hintergrunde die lange Kette der Gebirge von Salzburg bis zum Allgäu überschaut, erklärte er feierlich: Das ist unstreitig die großartigste, reichste Aussicht in Bayern!

Die letzte Kirche des Amperthales, die man von der Bahn aus erblickt, ist Amperpettenbach (Berg des Petho an der Amper), eine Filiale von Haimhausen. Die Kirche ist eine Stiftung der berühmten Münchener Patricierfamilie der Ligsalz, die hier begütert waren. Das sieht man an dem herrlichen Glasgemälde, das noch im Chore des gothischen Kirchleins prangt. Vor dem Bilde des Auferstandenen kniet der Rathsherr Hanns Ligsalz, in den Pelzrock gehüllt; ihn umgeben drei Söhne, von denen der mit dem Buche leicht als Geistlicher zu kennen ist. Wir sehen an ihm wohl den berühmten Kanonikus

und Chronisten der Frauenkirche. Zur Linken kniet seine stattliche Hausfrau mit dem hohen Kopfputz, ihr zur Seite beten die vier Töchter, von denen eine eine Nonnentracht hat. Es ist Regina die Aebtissin vom Klarakloster in München, gestorben i. J. 1540. Ueber alle Figuren ist jener himmlische Friede, jene Innigkeit der Andacht ausgegossen, die den alten Bildern so hohen Reiz verleihen. Am Spruchband steht: Hanns Ligsalz und Katharina Knöllin von Salzburg, seine Hausfrau anno 1516.

Unter dem Hinblicke auf das Amperthal sind wir bei der ersten Haltstation Schleißheim angelangt.

II.

Schleißheim. Seine Vorzeit und Gegenwart. Unterschleißheim mit dem Klösterl. Innhausen. Heimhausen. Albertitafel. Station Lohhof. Ottenburg. Günzenhausen. Fürholzen. Eching. Neufahrn. St. Kümmerniß. Massenhausen und seine Grafen. Giggenhausen. Grüneck. Mintraching. Achering. Dürneck. Hohenbachern Vetting. Weihenstephan, das alte Benediktinerkloster. Seine Linde. St. Veitskloster. Die Abensberger-Säule und der letzte Abensberger.

Der Gesammteindruck des jetzigen Pfarrdorfes (Ober-) Schleißheim läßt nicht vermuthen, daß wir hier einen uralten Culturort vor uns haben. Doch ist es so; denn schon i. J. 775 kommt Slivvesheim in den Urkunden vor. Der Kleriker Rihpolt läßt hier auf seiner Villa eine Kirche bauen. Der Name des Ortes scheint von Sliu, die Schleie, hergenommen, die in den Sumpfgewässern der Umgegend ihren Lieblingsaufenthalt hat. Die umliegenden Edelsitze haben hier wohl ihren Fischbedarf geholt. Denn diese

grüne Karpfenart war eine Lieblingsspeise unserer Altvordern, wie der gemeinen Römer (Volgi solatia nennt sie Ausonius), ja im afrikanischen Congo ist noch die Todesstrafe darauf gesetzt, wenn man eine Schleie selbst verzehrt, statt sie an die fürstliche Tafel zu liefern. Die ersten Ansiedler mögen hier wohl Fischer gewesen sein. Später gingen viele dieser Güter an den Bischof von Freising über, welchem sie der Herzog Wilhelm V. i. J. 1597 abkaufte. Das ist der Ursprung des fürstlichen Lustschlosses, das noch jetzt den Mittelpunkt des stattlichen Ortes bildet. Von einiger Frömmigkeit durchdrungen, dachte der Herzog vorerst daran, hier Einsiedeleien für sich und seine Gemahlin Renala von Lothringen zu erbauen, um geistliche Uebungen hier machen zu können. Er errichtete zwei Klausen, die er ihren beiden Patronen Wilhelm und Renatus weihte und mit den Bildern heiliger Einsiedler schmücken ließ.

Darauf hegte er die Absicht, auch ein Klösterchen für die Eremeten vom Orden des hl. Augustin zu bauen, kam aber wieder davon ab, und führte ein Schlößchen sammt Kapelle bei der Renatusklause auf. Und nun war er bemüht, durch Ankauf der umliegenden Maiereien (besonders von der Familie Harter, die für Ablassung ihrer Grundstücke geadelt wurde) Raum zu größern Gartenanlagen zu gewinnen. So ist Herzog Wilhelm als der eigentliche Schöpfer von Schleißheim zu betrachten. Auch sein Enkel Ferdinand Maria liebte Schleißheim in hohem Maße, ließ Schloß und Garten verschönern, und starb auch hier am 26. Mai 1679. Doch den höchsten Glanzpunkt seiner Entwicklung feierte Schleißheim unter dem Churfürsten Max Emanuel. Er war es, der das jetzige Schloß im pracht-

vollsten französischen Style zwischen den Jahren 1684 und 1700 ausführen ließ, der auch den Garten mit Statuen, Vasen, Plantagen und Fontainen schmückte. Zwischen dem neuen Schlosse und dem älteren Lustheim, wo die Renatusklause stand, ließ er einen 900 Fuß langen Canal graben, um sich das Vergnügen glänzender Gondelfahrten verschaffen zu können. Auch die dem Schlosse gegenüber liegenden Oekonomiegebäude (Bräuhaus, Gestüte, Holländerei, Käserei, Schäferei, Fasanerie) hat er angelegt. Noch erinnern fast alle Säle des stattlichen Lustschlusses an den prachtliebenden Churfürsten und Statthalter der Niederlande, die großen Gemälde seiner Kriegsthaten gegen die Türken, die herrlichen noch farbenfrischen Tapeten und die gestickten Himmelbettstätten. Man sieht überall, daß die Ausschmückung des Schlosses von Versailles hier als Muster vorgeschwebt. Wie mag es hier von reichem Leben gerauscht haben, wenn der Churfürst, seine Statthalterschaft verlassend, einige Monate hier seinen Aufenthalt nahm. Hetzjagden, Lustlager, Gondelfahrten, Schauspiele reihten sich in rascher Folge an einander. Auch die Damen schlossen sich von den Lustzügen der Herren nicht aus. So sagt der Reisende Keyßler von der folgenden Churfürstin Maria Amalia: „Sie schießt sehr gut nach der Scheibe und dem Wildpret und geht öfters in Jagden bis an die Kniee im Moraste. Sie geht in grüner Mannskleidung mit einer kleinen weißen Perrüke, in welcher Gestalt sie auch das erstemal ins Land gekommen und zu Schleißheim abgemalet ist.“ — Doch mit dem Tode des Churfürsten Emänuel begann auch Schleißheims Stern unterzusinken, das jüngere und München nähere Nymphenburg trat an seine Stelle.

Da sofort dieses Schloß zur Sommerresidenz des Hofes erwählt wurde, erhielt Schleißheim die Bestimmung, die reiche Sammlung von Gemälden, welche schon früher vorhanden aber durch Max Emanuels Ankäufe in den Niederlanden sehr vermehrt war, in seine Räume aufzunehmen, es wurde churfürstliche Gemäldegallerie. Zwar sind jetzt die werthvollsten der Bilder nach den neuen herrlicheren Stätten in München zurückgekehrt, aber dennoch findet man in Schleißheim noch immer eine zahlreiche Schaar meisterhafter Bilder, so Werke von Otto Venius, Rubens, von Teniers, Breughel, Palma und Tintoretto. Von hohem Interesse ist auch der neuausgestattete Ahnensaal, der die ächten Porträts der Mitglieder aller Linien des bayerischen Fürstenhauses der Zeitfolge nach aufweist. Der Inbegriff der bayerischen Geschichte, ja ein gutes Stück deutscher Geschichte schwebt uns hier vor Augen.

In der Kapelle des Schlosses, die zu Ehren des hl. Maximilian i. J. 1724 eingeweiht und im üppigsten Zopfstyl aufgeputzt ist, überrascht den Besucher das großartige Bild der Kreuzigung von Tintoretto. Es war einst das Hochaltarbild der Augustinerkirche (jetzt Mauthhalle) in München, eines der größten Oelgemälde der Welt, an 38 Fuß hoch. Welch ein reiches dramatisches Leben, welch ein erschütterndes Schauspiel entfaltet sich da vor unsern Blicken! Jesus erscheint am Kreuze hängend in dem Momente, wo er seinen Geist in die Hände des Vaters übergibt. Zur Seite sieht man die beiden Schächer in wundersamer, vom Schmerz bewirkter Verrenkung des Leibes. Die römischen Krieger mit ihrem Hauptmann, theils zu Fuß theils zu Pferd, halten ringsum Wache. Die Volksmenge wogt

um die Richtstätte, Leute aller Nationen, Stände und Alter, in allen Stadien des Effektes. Unterhalb des Kreuzhügels sehen wir die Mutter des Herrn hinsinkend in Ohnmacht ob des Anblickes, gestützt von den Frauen und dem Lieblingsjünger. Zugleich hat sich aber auch die Sonne verborgen, Finsterniß liegt über der weiten Landschaft, die nur von einzelnen Blitzen durchzuckt wird, die Erde zerklüftet sich, die Gräber thun sich auf, die Todten kommen hervor in Leichentüchern — und das Alles auf einem Bilde! Wie der Vorgang auf Golgatha ein Weltereigniß gewesen, ja das Centrum aller historischen Ereignisse, so ist auch das Gemälde wahrhaft universell. Man sieht hier, Tintoretto war nicht bloß ein Färber (das heißt Tintorett), wie man ihn spottweise in Venedig nannte, sondern auch ein Künstler, ein Maler, Pittore. Fehlt ihm auch die Idealität, die Reinheit und Anmuth der Gestalten, die himmlische Grazie, die den älteren Malern eigen war, durch die Großartigkeit der Conception, durch den Reichthum der Gedanken, durch die Wahrheit seiner Gebilde, durch die ungeheure Fertigkeit in der Pinselführung und durch die Kraft des Colorits hat er sich für immer einen Ehrenplatz im Tempel der Kunst erobert.

An Ausdehnung und Figurenfülle wird dieses Altarblatt zu Schleißheim noch übertroffen durch das große Gemälde, das Tintorett an der Wand des Dogenpalastes in Venedig ebenfalls in Oel ausgeführt. Es stellt das Gericht, Himmel und Hölle vor. An viertausend Köpfe sind der Tradition nach angebracht, jeder mit eignem Gepräge, verschieden von den andern. Nur eine Figur erscheint zweimal, im Himmel und in der Hölle. Es ist die Geliebte

des Malers. Während er die Wonne des Himmels am Bilde malte, galt sie bereits als seine Braut und er versetzte sie unter die Seligen. Bis er aber an die Ausführung des Höllenschlundes kam, war sie ihm untreu geworden. Da versetzte er ihre Gestalt wieder zu den Verworfensten der Hölle! — Daß Schleißheim in der Neuzeit eine landwirthschaftliche Centralschule besessen, daß es jetzt noch eine Ackerbauschule mit großer Oekonomie enthalte, ist allgemein bekannt. —

Setzen wir nun unsre Reise fort. Wenn die Bahn die letzte Häusergruppe und ein Wäldchen passirt hat, gewahrt man zur Rechten bald ein schmuckaussehendes Klostergebäude von Feldern und Gärten umgeben. Auch dieses ist Schöpfung des Churfürsten Max Emanuel. Er gründete hier zwischen 1716 und 1718 ein Franziskanerkloster für 12 Ordensbrüder, damit sie sowohl bei der Anwesenheit des Hofes den Gottesdienst besorgen, als auch die Seelsorge über die hier wohnenden Dienstleute und Colonisten ausüben sollten. So war dieser Fürst ein wahres Kind seiner Zeit mit all ihren Schwächen und Lichtseiten. Angesteckt am französischen Hofe von der dort herrschenden Gesinnung und Gesittung, von einem maßlosen Hang zum Luxus und zur Verschwendung (so hatte er in Brüssel allein 1200 Pferde zum Vergnügen), war er doch wieder persönlich sehr liebenswürdig, zugleich ein ritterlicher Held, vor dem die Türken zitterten, ein Mäcen der Künste, großmüthig gegen die Armen, gegen die Religion und ihre Diener. Viele Kirchen und Klöster erhielten von ihm kostbare Geschenke, so der Dom von Freising die große Glocke, die 100 Zentner wiegt. Sein Gebetbuch ist noch erhalten

und zeigt, wie eifrig und häufig er es benützt habe. Man sieht, es war ein Ludwig XIV. im Kleinen.

Jetzt ist dieses Gebäude, das von der Säkularisation getroffen und der Kirche beraubt worden, im Privatbesitz. Aber der Name „das Klösterl“ ist ihm geblieben.

Bald darauf erblicken wir auf derselben Seite das Dorf Unterschleißheim hingelagert. Wahrscheinlich ist diese Ansiedlung älter, als die, wo das Lustschloß prangt. Wenigstens der gothische Bau des Kirchleins dieses Dorfes übertrifft an Alter alle Ueberreste früherer Zeit, die sich in Oberschleißheim erhalten haben.

Wenn wir diese Reihe von Häusern, Alleen, Parks und Anlagen hinter uns haben, die alle noch zu Schleißheim gehören, öffnet sich unserm Auge die Aussicht auf eine neue anmuthige Hügelkette, die hier vom rechten Ufer der Amper anhebend sich bis Freising hinzieht. Diesseits dieser Hügel schleicht immer die träge Moosach hin. Zuerst erblicken wir an diesen Höhen den hellglänzenden Kuppelthurm von Heimhausen (Hemminhusir, d. i. bei den Heimchen, Grillen oder Hemmos-Behausung), während das tieferliegende, im französischem Styl prachtvoll gebaute Schloß des Grafen Buttler mit großartigen Gärten, Weihern und Musterökonomie von üppigen Baumanlagen verdeckt wird. Die Kirche, einst ein gothischer Bau, enthält nach der modernen Aufputzung wenig Bemerkenswerthes. Nur an der Außenseite des Chors nehmen die Grabsteine der alten Pfarrherren unser Interesse in Anspruch. Was das für lebendige, stattliche, ehrwürdige Figuren sind mit ihren langen faltenreichen Chorröcken und breiten frei sich ausdehnenden Biretten. Nicht leicht tritt uns der Unterschied zwischen dem Mittel-

alter und der Renaissance irgendwo so grell entgegen, als bei Vergleichung der Grabmäler. Das Mittelalter stellt uns auf den Grabsteinen die Porträts der Geschiedenen vor Augen, lebendiger als je, mit gefaltenen Händen freundlich uns anblickend. Es war ja überzeugt, die Gestorbenen lebten, sie seien jetzt erst in das wahre Leben übergegangen, sie seien noch im Zusammenhange mit uns, seien uns Fürbitter bei Gott und Vorbilder. Dagegen zeigen die Gräber der letzten Jahrhunderte nur Urnen, Todtenköpfe, weinende Genien, Gerippe, umgestürzte Fackeln zum sinnvollen Ausdrucke des Gedankens, daß hier der Tod seine Herrschaft geltend gemacht, was sich aber auf einem Grabe ohnehin versteht. Vom Fortleben der Gestorbenen im Jenseits wissen diese Monumente nichts zu sagen. Selbst die Grabschriften sind wesentlich verschieden. Im Mittelalter schrieb man: Anno d. 1450 am tag des hl. zwelf boten Jacobs starb der erber her N. N. pfarrher des Orts dem got genad. In den letzten Jahrhunderten wurde geschrieben: Hier liegt begraben der hochw. H. N. N., ein guter Hirte, Vater der Armen, ein Muster treuer Pflichterfüllung, ein Vorbild aller Tugenden u. s. f. Abgesehen davon, daß in jenen schlichten Worten die einfache Wahrheit ausgedrückt ist, der Gestorbene bedürfe als sündiger Mensch der göttlichen Erbarmung, während hier die Phrase und eitle Lobhudelei sich breit macht, ist in der ersten Inschrift der Glaube ausgesprochen, hier im Grabe liege nicht der ganze Mensch, sondern nur sein sterblich Theil, das Gewand der Erde; die zweite aber sagt ausdrücklich, hier liege der Gesammtmensch, vom Leben der Seele im Jenseits finden

wir keine Andeutung. Dort ist die christliche Anschauung vom Tode ausgesprochen, hier die des späteren zerfallenden Heidenthums!

Noch verdient Erwähnung, daß einige der hier dargestellten Pfarrherren ohne Bart, andere gebartet erscheinen. Vor dem sechzehnten Jahrhundert sind sie meist bartlos. Aber mit der allgemeinen Verwilderung während der Religionskriege dieses Säkulums und während des dreißigjährigen Krieges verwilderte auch das Antlitz des Geistlichen. Der Knebelbart sproßt üppig und gibt dem Kleriker das Ansehen eines tüchtigen Landsknechtes, der mit dem Säbel besser umzugehen weiß, als mit der Feder. So ist selbst der Bart ein Kind der Zeit und ein Barometer der Kultur! —

In dem Wäldchen, das gerade hinter Heimhausen den Bergabhang deckt, steht ein Kirchlein, Maria Brünnl, über einer frischen Quelle erbaut. Dort trifft der Besucher außer vielen Todtenbrettern, die Riehl für die Anfänge der bildenden Kunst in Altbayern hält, noch eine kulturhistorische Merkwürdigkeit, die selten mehr vorkömmt. Es hängt dort an der Wand eine sogenannte Albertitafel, neugemalt, aber nach einem älteren Vorbild. Sie enthält 18 Bilder mit Inschriften, Sentenzen des berühmten Albertus Magnus über das vollkommene Leben. Eine alte Handschrift der Hofbibliothek in München enthält gleichfalls diese Sprüche des großen Gelehrten und Bischofs von Regensburg. Es scheinen dieselben früher vielfach in den Klöstern verbreitet gewesen zu sein, als eine Art Dekalog der christlichen Vollkommenheit, und um sie auch dem armen, nicht lesenden Volke zugänglich zu machen, hat man diese Gegensätze in bildlicher Darstellung in den Kir-

chen aufgehangen. Da ich nun nur in einer Kirche Bayerns eine solche Tafel kenne und ihr Inhalt gänzlich unbekannt geworden ist, erlaube ich mir diese Aufschreibungen an der Tafel zu Heimhausen mitzutheilen.

Sie lautet also: „Zu Cöln am Rheine war vor Zeiten ein Bischof mit Namen Albert. Dieser bat Gott oft und inständig, er wolle ihm offenbaren, was das größte und verdienstlichste Werk auf der Welt und dem Sünder am nützlichsten wäre. Als er nun einmal in seiner Capelle wieder die hl. Messe las und aufwandelte, sprach er zur hl. Hostie: Er wollte sie hinfüro nicht mehr aufheben, bis sie ihm seine Bitte gewährt. Als er sie nun herabgelassen, brach ein kleines Stücklein von der heiligen Hostie und redete den Bischof so an: Weil du mich so oft gebeten, so will ich die in neun Hauptpuncten bestehenden größten und verdienstlichsten Werke offenbaren. Halte das eine wie das andere, so bist du des ewigen Lebens sicher.

1) So oft du in deinem Leben einem Armen mir zu lieb einen Pfenning reichst, so ist es mir lieber, sagt Gott, als wenn nach deinem Tode deine Freunde ganze Säcke voll Gold für dich und deine Seele austheilen würden.

2) Wenn du bei deinen Lebzeiten in Betrachtung meines bittern Leidens eine Zähre vergießest, ist es mir lieber, als wenn deine Freund nach deinem Tod zu deinem Trost ganze Brunnen voll Zäher wegen meiner Leiden vergießen würden.

3) Wenn du in der Nacht in der Einsamkeit mir zu lieb aufstehest und deine Andacht im Geist verrichtest,

ist es mir lieber, als wenn du eine ganze Armee für den christlichen Glauben zu streiten wider die Ungläubigen ausschicktest.

4) Wenn du keinen Menschen verurtheilest oder verdammst, ist es mir lieber, als wenn du all dein Vermögen, Hab und Gut unter die Armen austheilest.

5) Wenn du all deinen Feinden, Verfolgern und Ehrabschneidern von Herzen verzeihest und ihnen Gutes thust, so ist es mir lieber, als wenn du barfußig nach St. Jacob gingest, jede Meil Wegs still stündest und dich eine Stunde lang mit Ruthen schlügest.

6) Wenn du deinem Nebenmenschen aus einem geistlichen oder sittlichen Buche vorliesest, so ist es mir lieber, als wenn du sieben Jahr lang mir zu lieb in Wasser und Brod fasten würdest.

7) Wenn du dich immer für den Geringsten hältst, dich nicht über andre erhebst, sondern dich erniedrigst, ist es mir lieber, als wenn du über alle Flüsse Brücken bautest, die darüber Gehenden umsonst über Nacht beherbergen und verpflegen würdest.

8) Wenn du in deinem Leben täglich für dich oder andre betest, so ist es mir lieber, als wenn nach deinem Tod alle Heiligen für dich bitten würden.

9) Wenn du alle Freuden, Lustbarkeiten und Wollüste der Welt verläßst, so ist es mir lieber, als wenn du dich an einer von der Erde bis an den Himmel reichenden und mit Spitzen versehenen Säule auf- und abziehen ließest." —

Das ist also der Inhalt dieser Vorstellungen. Man sieht aus diesen Bildern und Inschriften, wie sehr man

auch im Mittelalter bemüht gewesen, die innerliche Heiligung zu empfehlen und ihr den Vorzug vor bloß äußerlichen Werken zu geben. Gewiß sind diese Tafeln darum ein Beitrag zur Culturgeschichte.

Nahe bei Heimhausen erblicken wir auf dem Hügellande, das in die Moosebene hereinragt, noch die Filial-Kirche Innhausen, (Unninhusen d. i. Unnos Behausung) mit ihrem leichten Spitzthurme. Das war einst eine vielbesuchte Wallfahrt zur Gottesmutter. Selbst Herzog Albert IV. kam als frommer Waller hieher und stiftete hier eine Kaplanei mit reicher Begabung. Noch liegt der Stiftungsbrief vom J. 1457 im Pfarrhofe zu Heimhausen, ein rührendes Zeugniß der innigen Liebe dieses großen Fürsten zur Mutter des Herrn. Er sagt „daß er allzeit begierlich sei den Dienst, ere und lobe des allmächtiges Gottes und seiner würdigen Mutter der hochgelobten Junkfrauen Marie in allen Dingen zu mehren und zu fördern, angesehen, daß uns nach diesem zerganklich Leben anders nit nachvolgt den unser gute Werk, die wir hie auf Erden vollbringen. Darum gründet er die ewige Messe „zu hilff und trost Unser Vorvordern und aller unser Nachkommen." Unter den Einnahmen des Kaplans erscheinen außer den Geldbezügen und Getreidereichungen zweihundert air, zweimal fünff Hunr, sechs Käs, sechs gens." —

Bald hierauf durchschneidet die Bahn die alte Hauptstraße, die von München nach Ingolstadt führt und an welcher die Station Lohhof (Hof in der Lohe d. i. im Haine) sich erhebt. Nur zwei stattliche Bauerngehöfte, die rings von anmuthigen Laubholzpflanzungen

umgeben sind, erblicken wir hier. Was doch Laubwaldungen, unsre Eichen und Buchen, sogleich einer Gegend höheren Reiz, frischeres Colorit und größere Manigfaltigkeit zu geben vermögen. Es ist Alles ringsum so feierlich und freundlich, als ob längshin wallende grüne Fahnen ausgesteckt wären zu einer kirchlichen Prozession oder zu einem munteren Festzug der Schützen. Welch düstere Färbung geben die dunklen Tannen einer Gegend! Wahrlich der Baumschlag ist für eine Gegend, was die Nase ist für das Antlitz des Menschen, er verleiht ihr den bestimmten Charakter.

Von der Hügelkette her grüßen uns sofort Kirchen und Dörfer in lieblicher Nähe. Voran steht die Ottenburg (Ottosburg) ein kleines Schloß, jetzt im Verfall, unbedeutend und Privateigenthum, einst aber ein fürstlicher Sitz und wichtiger Punkt für die Bischöfe von Freising. Als nach der Zerstörung von Vering und nach Verlegung der Zollstätte nach München stete Feindseligkeit herrschte zwischen dem Herzoge zu München und den Bischöfen von Freising, baute sich Bischof Otto II. diese feste Burg in luftiger Höhe, um von hier aus die Wege, die hier nach Freising führten, zu überwachen, sich vor plötzlichem Ueberfall zu sichern und auch den Zoll von den Fuhren, die nach Ingolstadt gingen, aufrecht zu erhalten.

Nahe steht das hohe Filialdorf Günzenhausen (cunzinhusen, Behausung des Cunzo, seit 855 in Freisinger Urkunden vorkommend), mit einem Kuppelthurme. Wie sinnvoll es ist, auf den Thurm des Gotteshauses einen umgestürzten Rettig zu pflanzen. Doch das war die Gedankenlosigkeit, Willkühr und Weltlichkeit der Zopfzeit! —

Unterdessen sind wir bei Eching (Chingas superiores) angekommen, das zur rechten Seite der Bahn liegt. Das ist ein uralter Pfarrort von gewaltiger Ausdehnung, da der Pfarrbezirk bis fast an Freisings Thore reicht und fünf Kirchen zählt. Schon um das Jahr 775 erscheint es in den Urkunden. Die Kirche, früher ein gothischer Bau, ist jetzt verballhornt und bedeutungslos. Merkwürdig, daß fast alle Orte ringsum Freising schon im achten Jahrhundert vorkommen, also schon einige Jahrzehnte nach dem Auftreten des hl. Corbinian; ein neuer Beweis, daß die Cultur des Bodens hier schon überall begründet war, als er in diesen Gegenden anlangte, daß es kein Urwald mehr war, den seine Söhne auszurotten hatten. Seit den Fluten der Völkerwanderung, wo unsere Baiuaren das Land in Besitz nahmen, erscheinen die Verhältnisse des Besitzes im Ganzen bereits begründet und geordnet.

Reich an interessanten Schätzen ist die nächste Filial-Ortschaft zur Rechten der Bahn, Neufahrn (niwivara, neue Fuhrt d. i. Colonie). Es tritt in Freisinger Urkunden bereits um das Jahr 854 auf. Schon die Größe der Kirche und ihres stattlichen Spitzthurmes, sowie die reiche Verzopfung im Innern zeigen, daß wir hier keine gewöhnliche Landkirche vor uns haben, sondern eine Kirche von besonderer Bedeutung und Wohlhabenheit. Das ist auch der Fall. Die Kirche war und ist der räthselhaften hl. Kümmerniß geweiht, ja es war wohl ihr Hauptcultus-Ort in Bayern. Zahlreiche Wallfahrten fanden früher hieher Statt. Man hat noch im vorigen Jahrhundert jährlich an 60 Prozessionen hieher ziehen gesehen. Das

Bild der Heiligen, von Holz geschnitzt, bebartet, mit einer Krone auf dem Haupte, im blauen enganschließenden Gewande, am Kreuze hängend, bildet noch das Mittelstück des Hochaltars. Leider ist bei der Aufstellung des Zopf-Altars i. J. 1662 auch das Gnadenbild (romanische Arbeit) neu angestrichen worden. Die Inschrift über dem Choraltar lautet: St. Wilgefortis ora pro nobis. An der Chorwand finden wir auch eine gedruckte Tafel des siebzehnten Jahrhunderts, welche die Legende der Heiligen enthält. Sie ist die vollständigste Legende der Heiligen, die mir bekannt geworden, und umfaßt alle Züge des reizenden Sagenkreises, der sich um den Namen dieser Heiligen allmählig angelegt, so daß selbst die Bollandisten erklären, die Legende dieser Heiligen sei ein Labyrinth! aus dem kein Ausgang zu finden. Die Grundgedanken der langen Aufschreibung auf dieser Tafel zu Neufahrn sind folgende:

„Die hl. Commeria oder Wilgefortis war die Tochter eines heidnischen Königs von der Provence oder von Sicilien. Durch einen frommen Mann wurde sie zum christlichen Glauben bekehrt und gelobte nun auch jungfräulich zu bleiben, wie die Mutter des Herrn. Darauf bestimmte sie ihr Vater zur Gemahlin eines heidnischen Königs von Portugal. Sie aber erklärte, sie sei eine Christin und werde nie einen irdischen Mann zum Gemahl erkennen. Darüber erzürnt, ließ sie ihr Vater mit glühenden Zangen peinigen und in das Gefängniß werfen, bis sie seinen Willen thun und den Götzen opfern würde. Die Heilige aber bat im Kerker den Herrn, sie so zu entstellen, daß kein Mann ihrer mehr begehre. Darauf erhielt sie das

Ansehen eines Mannes und reicher Bart umgab ihr Antlitz. Als nun der Vater sie wieder erblickte, ward er von Entsetzen ergriffen. Er fragte die Jungfrau, wer sie in diesen Zustand versetzt. Darauf gestand sie ihm, daß sie ihren Bräutigam, der am Kreuze gestorben, darum gebeten, daß er alle Schönheit von ihr nehme und sie ihm ähnlich machen möchte. Da kam der Vater fast von Sinnen und ließ sie an das Kreuz schlagen, damit sie auch darin ihrem Bräutigam ähnlich wäre. Sie aber lobte Gott und predigte vom Kreuze herab die drei Tage, die ihr noch zu leben gegönnt waren, so eindringlich, daß viele Tausende und selbst ihr Vater bekehrt wurden zum christlichen Glauben. Um sein Verbrechen zu sühnen, erbaute der Vater sofort eine Kirche zu Ehren der hl. Scholastika und stellte darin von Gold das Bild seiner Tochter auf. Da geschahen viele Wunder. Unter andern folgendes: Ein armes Geigerlein betete einmal vor dem Bilde der Heiligen. Da warf sie ihm einen ihrer goldenen Schuhe zu. Als man nun bei ihm diesen kostbaren Schuh ertappte, wurde er für einen Räuber gehalten und ward zum Galgentod verurtheilt. Da bat er, nochmal in der Kirche vor dem Bilde der Heiligen spielen zu dürfen. Und siehe! in Gegenwart des Königs und des ganzen Volkes warf ihm St. Kümmerniß auch noch den anderen Schuh zu. So ward seine Unschuld erkannt und er vom Tode errettet. Der Leib der Heiligen ruht in Steinwart im Sand oder Pöringen in Holland. Dort ward er i. J. 1404 feierlich erhoben. So lautet also die Legende, wie sie in Altbayern im siebzehnten Jahrhundert vorgetragen wurde.

Aber nicht genug. Wir finden hier auch die Ge-

schichte des hiesigen Gnadenbildes in sechs großen Holzgemälden, die an den Wänden der Kirche hängen, von kunstvoller Hand dargestellt. Diese Tafeln sind von hohem Interesse nicht bloß wegen des Gegenstandes, den sie uns vorführen, sondern auch als guterhaltene Proben altbayrischer Malerei, als Fundgruben für die Kunde der Costüme und Geräthschaften jener Zeit.

Auf diesen Tafelgemälden erblickt man folgende Darstellungen:

1. Man sieht zuerst, wie das Bild von der Isar angeschwemmt worden, wie ein Holzhacker es mit der Axt verwundet, worauf Blut fließt. Die Inschrift lautet: Hie rinnt das pild her auf der Yser da haben ir etliche geholzt in der aw bei mintraing da hat ainer mit ainer axt darauf geschlagen da ist pluet heraus gerunnen.

2) Darauf erscheint der Bischof von Freising mit wallenden Fahnen, mit Chorherren und Singknaben und besichtigt das Bild. Dabei lesen wir: Hie kumbt der pischof mit der process und erhebt das pild.

3) Sofort wird das Bild von zwei weißen Ochsen zur Kirche gefahren. Dabei steht: Hie legt der pischof das pilt auf ain halbwagn und spent zwen Ochsen dran die habens gen newfahrn zogen.

4) Nun sieht man 4 Presthafte, welche vor dem Bilde Heilung finden. Die Inschrift lautet: Alspalt das pilt her ist kummen ist ainer plinte fraun und krumppen man geholffen wordn.

5) Da versucht ein Maler in seinem Atelier den blauen Rock des Gnadenbildes roth zu malen, worauf er

zur Strafe erblindet. Dabei steht: Ain maler hat das pilt verkert in rot alspalts perait wart ist er erplint.

6) Endlich stellt er das Gewand wieder in blauer Farbe her und erhält sein Augenlicht wieder. Es heißt hiebei: Er verlobt es wider in sein ersten gstalt zu machen, da ist er wider gesehend worden. 1527.

Man sieht wie der Sagenkreis der Heiligen hier in Neufahrn eine besondere Zuthat erfahren hat.

Bei genauerer Betrachtung des hiesigen Bildes möchte man fast zur Ansicht Dr. Schäfers sich neigen, der in einer besondern Schrift nachweisen wollte, diese Kümmernißbilder seien nur byzantinische Christusbilder mit dem langen Hergottsrocke und der Krone auf dem Haupte, wie das Großartigste in Altenstadt bewahrt ist. Der ganz männliche Typus, das Fehlen aller weiblichen Formen, die Starrheit aller Glieder und Falten mochte für jene Ansicht sprechen. Wir könnten uns dann den Hergang etwa so denken: Die Isar hat ein irgendwo am Ufer stehendes Crucifix der Art unterwühlt, fortgerissen und hier ans Land gespült. Wegen der Gewandung ward das Bild vom Volk und Clerus nicht erkannt, sondern für eine weibliche Heiligengestalt gehalten. Da man nun die Legende jener gebarteten Jungfrau kannte, so glaubte man, sie sei durch dieses Bild vorgestellt, und so entwickelte sich die Verehrung zu ihr an dieser Stätte. Ihr Name Commeria ward auf ächtmittelalterliche Weise in Kummerniß verwandelt. Daß auch bei dieser Erklärung noch manche Räthsel übrig bleiben, wie die unerlaubte Färbung des blauen Gewandes u. s. f. wollen wir gerne zugeben.

Noch können wir Neufahrn nicht verlassen. Selbst

die Tafel, welche jene Legende gedruckt enthält, ist von Interesse. Als Verlegerin jenes Druckwerkes wird angeführt: Ursula Mayrin, churfürstliche Stallknechtin zu München. Eine so bescheidene Stellung hatte damals noch der Buchhandel in München, daß ein Buchdrucker und Buchhändler noch stolz darauf war, auch die Stelle oder doch den Titel eines churfürstlichen Stallknechtes zu führen!

Am Bogen des Chores hängt ein treffliches Holzschnitzwerk des sechszehnten Jahrhunderts, den Tod Mariä in Mitte der Apostel darstellend.

Auch eine Votivtafel ist für die Psychologie von Bedeutung. Ihre Inschrift lautet: J. 1583 Jar hat Warbara Sternerin Mitbürgerin in München ein Kind zur Welt gebracht, das hatte ein Loch im Hals, weil die Mutter sich versehen an einem Kälblein in der Schlachtbank. Sie verlobte sich hieher und in der Nacht ward das Kind gesund. Gewiß ein frühes und merkwürdiges Vorkommen des Versehens einer Mutter!

Nun lenken wir wieder auf die Bahn hin. Hier, wo wir uns jetzt befinden, hat einst schon eine römische Straße Legionen durchziehen gesehen. Denn schon zweimal hat man in der Neuzeit bei Anlegung eines Mooscanals hier römische Münzen und goldene Haarnadeln einer Dame gefunden. Ohne Zweifel standen auf den Bergen von Landshut, Wartenberg, Freising und Dachau Monopürgien, Signalthürme, um die Verbindung zwischen Regensburg und Augsburg aufrecht zu erhalten. Was doch diese römischen Legionäre und ihre Damen für einen Geschmack gehabt haben! Italien, das Land, wo hinter dunklem Laub die Goldorangen glühen, das Land des ewig heitern

Himmels haben sie verlassen, um unsere kalten Urwälder und feuchten Möser zu durchziehen, und um noch dazu hier ihr baares Geld und ihren Schmuck zu verlieren!

Zur Linken der Bahn erblickt man jetzt vor den Hügeln hervortretend die Pfarrei Massenhausen mit einem Spitzthurm. Das war der Sitz des berühmten Geschlechts der Massenhauser, die im Dom zu Freising die Elisabethenkapelle als Grabstätte sich gebaut. Dort sieht man noch ihre Grabsteine, auf welchen ihre Wappen in Mosaik aus bunten Steinen eingelegt sind. Nur in Pommern findet man (nach Kugler) ähnliche Arbeiten. Das Ende dieses Grafengeschlechtes ist höchst tragisch. Der letzte Graf Arnold war Pfleger im nahen Kranzberg (Kranichsberg), wo das herzogliche Hochgericht und der Galgen stand, und wo noch jetzt das Richthaus mit den zwei großen Gemälden zu sehen ist, die die Folgen des Eides in drastischer Weise den Zeugen vor Augen hielten. Mit Häßlichkeit geschlagen, nasenlos, ward er von der Eifersucht gepeinigt, die mit Eifer sucht, was Leiden schafft. Er witterte ein vertrautes Verhältniß zwischen seiner Gemahlin und einem Knechte, und in der blinden Wuth der Leidenschaft ließ er beide verbrennen. Stehend auf dem Scheiterhaufen, rief die unglückliche Gemahlin noch: Nie soll mehr einem Massenhauser ein Sohn erblühen! Und der Fluch ging in Erfüllung. Alle seine Brüder, sowie sein Sohn starben ohne männliche Erben. Und so ist das Geschlecht erloschen. Graf Arnold, aber, der lange Buße gethan, ward selbst von einem brennenden Hause erschlagen 1365. Das Schloß ist jetzt abgetragen, aber die Kirche enthält noch schöne gothische Reliquiengefäße, die die alten Grafen dahin gestiftet haben.

Zur Linken der Bahn begegnet uns jetzt das nahe Pulling (pullingun seit 1021, bei den Leuten am Sumpfwasser) mit zierlicher gothischer Kirche, die eben ein neues Altärchen des Styles erhalten hat.

Entfernter blickt uns Giggenhausen (gibicoshausen oder Guckuckshausen?) von der Hügelkette aus entgegen.

Auf bedeutender Höhe prangt das Dorf Hohenbachern (pacharun seit 907, wohl bei den Leuten am Pah d. i. Berg).

An anmuthiger Lage ist das Pfarrdorf Vötting (Vetingen 1137) am Fuße des Weihenstephaner Berges hingebaut, mit dem neuen Pfarrhofe und der gothischen Kirche, die man erst in den letzten Jahren aufgeführt, nachdem die Säcularisation die alte Kirche gebrochen. Hier spielten in alter Zeit tragische Herenprozesse. Im Jahre 1091 wurden drei Weiber wegen Zauberei und Giftmischung (am Abte von Weihenstephan?) verdächtig. Man ergriff sie und unterzog sie der Wasserprobe, ob sie im Wasser sich oben erhalten oder untergehen würden. Darauf wurden sie mit Keulen geschlagen, ohne daß man sie zum Geständniß brachte. Nun zogen die Rädelsführer nach Freising und erregten einen Pöbelaufstand. Man eilte in Haufen hinaus nach Vötting, holte die Weiber mit Gewalt, schlug sie abermals grausam und verbrannte sie endlich am Ufer der Isar. Die Mönche von Weihenstephan aber holten die Leiber der Hingerichteten und begruben sie bei ihrer Kirche „meinend, diese Unglücklichen seien würdig neben andern Christen zu ruhen.“

Endlich erblicken wir auch Weihenstephan selbst

in größerer Nähe, nachdem es von seiner stolzen Höhe uns seit Langem entgegengegrüßt hat. Es hat sich hier abermals bewährt, daß die Söhne des hl. Benedikt die Berge und schönsten Punkte der Gegenden zu ihren Wohnsitzen auszuwählen verstanden! Welche herrliche Aussicht bietet dieser Berg! Ganz Oberbayern mit seiner Krone von himmelanstrebenden Gebirgen liegt ihm zu Füßen! Welch ein tüchtiges Stück Geschichte ist an diesen Berg geknüpft! Hier stand ohne Zweifel ein Signalthurm der römischen Herren unseres Landes. Und wenn auch dafür sich keine positiven Beweise aufbringen ließen, so sprechen doch viele Zeugnisse dafür, daß schon unter den Karolingern hier ein Bauwerk, ein Schloß bestanden. Denn man hat frühe schon hier alte colossale Unterbauten gefunden, die nicht aus dem spätern Mittelalter mehr stammen konnten. Und die Sage ist uralt, daß Pipin, der Vater des großen Karl öfter hier geweilt und die nahen Jagdschlösser Wippenhausen nnd Pipinsried sich erbaut habe. In der Kirche des ersten Ortes sieht man noch Gemälde, welche die Gründung der ersten Kirche daselbst durch Pipin vorstellen. Auch stammt ja die berühmte Weihenstephaner Chronik aus diesem Kloster, und sie weiß schon zu erzählen von der Geburt und in den Kindheitsjahren Karls in der Reismühle bei Gauting. So erklärt sich auch, daß bei der Ankunft des hl. Corbinian in Freising (724) hier schon eine Capelle bestand, wohin er mit seinen Brüdern zum nächtlichen Chorgebet sich begab. In Folge einer wunderbaren Erscheinung, die ihm diese Kirche bei Nacht ganz erleuchtet zeigte, baute er hier ein Klösterchen, aus dem dann das berühmte Benedictinerstift hervorging, das oftmals abge-

brannt, zerstört, geplündert, immer wieder aus der Asche wie ein Phönix hervorging, bis die Säcularisation im Jahre 1802 ihm auch das Ende bereitete. Wie sehr in diesem Kloster alle Wissenschaften, auch die profanen und heidnischen, geliebt und gepflegt wurden, sieht man schon daraus, daß ein Abt Altun (circa 1150) selbst den Horatius und Virgilius abschrieb und dem Kloster schenkte, wie er auf dem Titelbilde auch beide Bücher dem hl. Stephanus opfert. Aber das lauteste Zeugniß hiefür war die Bibliothek des Klosters bei der Aufhebung des Stiftes. 918 Werke derselben wurden als hochwichtig der Hofbibliothek in München einverleibt, darunter 132 Handschriften und 436 Incunabeln! Seit der Säcularisation, die an fünf Kirchen hier abgebrochen, ist dieses Gebäude mit den Gärten, Wäldern und Gründen Staatsgut, beherbergte eine Zeitlang die k. Forstschule, die Baumschule und ist jetzt landwirthschaftliche Centralschule mit Pensionat und bedeutenden Sammlungen.

Wenn man von Weihenstephan gegen Freising am Rücken des Berges fortwandert, trifft man in Mitte des Weges die große Corbinianslinde. Sie gehört zu den fünf größten Bäumen in Deutschland, neun Männer umspannen kaum ihren Stamm. Nicht bloß die Natur überschüttet den vielhundertjährigen Baum noch jährlich mit Blüthen, sondern auch die Sage hat ihre anmuthigen Festons daran aufgehangen. St. Corbinian soll ihn mit eigener Hand gepflanzt haben, wie er auch die köstliche Quelle am obern Bergesrand eröffnete, die nur einmal versiegte, als man dieses Wasser, das der Heilige als freies Geschenk gab, gegen Geld verkaufen wollte. Und an das Leben dieses

Baumes soll Freisings Schicksal geknüpft sein. Stirbt diese Riesenlinde einst ab, so hat auch Freisings letzte Stunde geschlagen. Das ist noch eine ächtheidnische Tradition, wie der ganze Berg mit seinem alten Namen Tetmons schon auf diesen Cult hinweisen soll. Am östlichen Abhang des Berges lacht uns von ferne noch ein im Gebirgsstyle gebautes Häuschen mit köstlicher Aussicht an. Es ist jetzt ein Sommerkeller, früher aber war es eine heilige Stäte. Hier hat St. Corbinian seine erste Zelle besessen, hier stand dann das Chorherrenstift St. Veit, das der Bischof Engelbert, ein Graf von Moosburg im Jahre 1020 wieder herstellte, nachdem das frühere in Verfall gerathen war. Die Säcularisation hat auch hier die uralte Kirche und drei Capellen gebrochen.

Blicken wir noch einmal von der Bahn aus auf die Straße, die zur Linken sich zwischen den Isarauen gegen Freising zieht. Wir sehen da Dürneck (im Gegensatz zu Grüneck) mit einem stattlichen Wirthshause und später zwischen hohen Pappeln ein Steinmonument sich erheben. Hier ist der letzte Graf von Abensberg gefallen, und damit eines der ältesten Adelsgeschlechter in Bayern erloschen. Der Vorfall ist so ziemlich bekannt. Herzog Albert IV. lebte in stetem Hader mit seinem Bruder Christoph, der immer Unruhen anzettelte, um Antheil an der Regierung zu erhalten. Unter den treuesten Anhängern des regierenden Herzogs war Niclas von Abensberg. Er hatte den Herzog Christoph einmal im Bade überfallen und gefangen genommen, und neuerdings hatte er in München das Versprechen öffentlich kundgegeben, wieder ihn nöthigen Falls fangen zu wollen. Daher der bittere Groll des Herzogs

Christoph gegen ihn. Da der Abensberger nun die Heimfahrt nach Abensberg über Freising antrat, wurde Christoph, der eben in Augsburg sich aufhielt, davon benachrichtigt. Flugs eilte er mit seinen Reisigen gegen Freising, machte in Kranzberg Mittag, und kam darauf über Vötting an den Berg von Weihenstephan, wo er noch in der Kirche betete. Als er darauf sein Gefolge im Gebüsch versteckt hatte, spähte er da oben, wo jetzt auch ein Luginsland, ein Hüttchen steht (vor der Schenke), ob der Gegner nicht komme. Endlich sah er ihn auf der Straße dahertraben mit seiner Begleitung von 62 Reitern. Da stürmte Christoph mit seiner Schaar herab vom Berge, ritt eiligst durch das Veitsthor nach Freising hinein, kam durch das Münchener Thor wieder heraus und zog dem Feinde entgegen. Als Niclas, der Böses ahnen mochte, den Herzog sah, rief er ihm zu: Woher Herzog Christoph? Statt aber eine Antwort zu geben, ertheilte Christoph das Zeichen zum Angriff. Der Ritter Diesser, dem Christoph die Führung seiner Schaar übergeben, legt die Lanze ein und wirft den Abensberger aus dem Sattel. Der bittet um das Leben und Diesser gibt ihm die Hand zum Handschlag. Da eilt ein Page Christoph's, Seiz von Fraunberg, herbei und stößt, da er beide noch im Kampfe glaubt, dem Grafen Niclas den Dolch in den Leib. Darauf allgemeiner Kampf. Christoph tödtete die beiden Ritter Burghard von Rohrbach und Lorenz Bogner durch einen Lanzenstich. Außerdem fielen noch sieben von den Leuten des Abensbergers, sieben wurden gefangen, 34 verwundet, die andern entflohen. Beim Anblick der Leichen soll Christoph dann gesagt haben: „Dieß haben sie itzt, und Alle sollen es so haben, die

Zwietracht zwischen Brüdern stiften." Beim Münchener Thor sammelte er dann seine Leute und da er fürchtete in Freising überfallen und eingeschlossen zu werden, ging er nicht mehr in die Stadt, sondern zog sich in den Auen und Wäldern (wie jetzt die Bahn) bis Landshut hin, wo er bei seinem Vetter Georg dem Reichen Aufnahme fand. Später hat Christoph dann, wie es gewöhnlich war bei Mordthaten, an der Stelle, wo sein Gegner fiel, ein Steinkreuz errichten lassen zur Sühne, damit man des Verstorbenen im Gebete gedenke, mit der Inschrift: „Der edle Niclas von Abensberg, der letzt dies Namens ist allhie niedergelegen und todts abgegangen den 18. Febr. 1485. Gott genad." Im Jahre 1804 ward das Kreuz entfernt und dafür eine ägyptische Pyramide hingestellt mit derselben Inschrift. So also starb der letzte Abensberger, der übrigens kein tadelloser Mann gewesen. Herr Antiquar Butsch in Augsburg besitzt einen Holzschnitt, ein Spottblatt, das diesen Abensberger am Galgen zeigt, mit der Inschrift: Das habe die Anna Mühlbergerin gegen den Niclas von Abensberg verfügt, weil er ihr Schmach und Schande angethan, die ihr einen Schaden von 3000 Gulden gebracht. Wir möchten also glauben, daß auch ihn hier schon gerechte Strafe ereilte. Christoph aber, den uns Füterer, sein Zeitgenosse, im Fürstenbuche vorstellt als magere Figur mit rothsammtnem Wamms über dem Harnisch, mit rothen Schnabelstiefeln und dem Schild, das den Schuh als Wappen zeigt und von dem er sagt:

Herzog Christoff aus Bairland,
Ain edler Fürst vilweit erkannt

Mit springen, ringen, stechn
Und starke sper auch schilt zerbrechen,

hat später große Buße ob der That auf sich genommen und ist zu des Herrn Grab gepilgert.

So sind wir vor Freisings Mauern gelangt. Und was der kühne Christoph nicht wagte, wagen wir keck, nämlich in die Stadt einzuziehen und sie uns genau zu betrachten. Denn hier ist fast jeder Zoll des Bodens, jeder Stein historisch!

III.

Freising. Seine Geschichte. Kunstdenkmäler. Männer der Wissenschaft. Kulturhistorische Notizen. Gegenwart.

Indem wir zur Schilderung Freisings übergehen, bereitet uns die Ueberfülle des Stoffes nicht geringe Schwierigkeit. Es geht uns wie dem Dichter, der ausrief:

Wo beginnen, wo enden, da tausend Dinge mir winken?

Wir werden am Füglichsten zuerst über die Geschichte von Freising die nöthigsten Mittheilungen machen, dann die Kunstdenkmäler besuchen und zuletzt die großen Männer und einige kulturhistorische Merkwürdigkeiten hervorheben.

Die Geburtsstunde und das Alter von Freising ist in undurchdringliches Dunkel gehüllt. Es findet sich vielfach die Ansicht (schon bei Aeneas Sylvius), es sei hier eine Station der Römer gewesen, die diese Stätte wegen ihrer Fruchtbarkeit (?) Fruxinium geheißen. Ja man wollte sogar wissen, daß die legio phrygia hier gehaust und daß von ihr die Stadt ihren Namen bezogen. Im dritten Jahrhunderte soll der hl. Bischof Maximilian diese Station (Fruxinia) besucht und eine Kapelle der Isis auf

unserm Domberge in eine Muttergotteskirche verwandelt haben. Aber dieser römische Adelsbrief von Freising bleibt immer zweifelhaft, so lange nicht hier selbst römische Reliquien und Münzen gefunden werden, oder nicht bestimmte historische Daten vorliegen. Der älteste urkundliche Name (Frigisinga) deutet darauf hin, daß bei der Besitznahme des Landes im Gedränge der Völkerwanderung ein deutscher Herr Frigis unsern Berg und seine Umgebung erhalten und mit seinem Gefolge sich hier niedergelassen. Von ihm hat also Freising seinen Namen und es ist ungeeignet, noch immer den Namen unserer ächtdeutschen Stadt mit einem griechischen Buchstaben (Freysing) zu schreiben.

Die Geschichte Freisings beginnt erst mit dem heil. Korbinian. Bei seiner Ankunft dahier im J. 724 saß der Bayernherzog Grimoald hier auf seiner Burg, das Volk ringsum war noch roh und erst kürzlich zum Christenthum bekehrt, zwei Kirchen prangten hier bereits neben Burgen mit Thoren, die eine auf dem Domberge, die andre auf Weihenstephans Höhe. Dadurch, daß der Herzog bald darauf unserm heiligen Wanderbischof den Domberg zum Geschenke gab und daß dieser sofort daselbst ein Kloster mit Kirche (St. Benedikt) sich erbaute und von da aus auf kraftvolle und geordnete Weise die Kultur der Menschenseelen ringsum leitete, war der fruchtbare Keim zur Entfaltung eines Bisthums und einer Stadt gelegt. Durch den hl. Bonifacius wurde dann Freising im J. 739 zu einem ständigen Bischofssitz erhoben, der vom Domkloster aus die ersten Jahrhunderte hindurch besetzt wurde. Bald fielen auch durch die Frömmigkeit der Fürsten und Gläubigen diesem Domkloster zahlreiche Schankungen von Fel-

dern, Wiesen, Weinbergen, Wäldern, Grundholden zu, in Tirol, Bayern und Oesterreich. So erwuchs der weltliche Besitz, das Fürstenthum Freising, das gegen Ende seines Bestandes bei uns in Bayern 15 Quadratmeilen umfaßte und an 23000 Einwohner zählte.

Der Ursprung der jetzigen Stadt ist eben so natürlich zu erklären. Der Aufenthalt des Bischofes mit seinem Hofe, die große Anzahl von Klöstern, die Fremden, welche von Geschäften hiehergerufen wurden, machten die Ansiedelung und allmählige Vermehrung von Gewerbsleuten nothwendig, die übrigens nebenbei auch den Feldbau betrieben, wie es bis zum heutigen Tag größtentheils noch der Fall ist. Frühzeitig (10. Jahrhundert) mochten diese Bürger dann Stadtrechte, Mauern und eine freiere Selbstverwaltung durch einen innern und äußern Rath erhalten haben. Aber der Bischof blieb ihr reichsunmittelbarer Souverän und es ist ehrenvoll für unsere Bürger, daß sie niemals jenen revolutionären Bewegungen gegen ihre Fürstbischöfe sich angeschlossen, die in den meisten Städten des Mittelalters Jahrhunderte hindurch getobt haben. Erst im J. 1763 hat die versuchte Vertheilung und Kultivirung des Mooses die mit bayerischer Zähigkeit an den bisherigen Verhältnissen hängenden Bürger zu einiger Widerspenstigkeit verleitet. Einundsechzig Fürstbischöfe haben hier in eilf Jahrhunderten regiert, im Ganzen mit großem Geschick und Glück. Gewaltige Stürme hat Freising überdauert, die Ungarnhorden haben auch hier gehaust (950), schreckliche Feuersbrünste haben die hölzerne Stadt wiederholt heimgesucht (nur der Dom war ursprünglich von Stein, daher domus lapidea b. Mariae geheißen), die Vögte, Grafen und

Fürsten der Nachbarschaft haben oft kühne Griffe gemacht, Schweden (1646) und Franzosen (1796) arg hier gehaust, immer erstand Freising wieder zu neuer Blüthe. Erst im Jahre 1802 fiel Stadt und Fürstbisthum durch die Säkularisation an den Churfürsten von Bayern. Der letzte Fürstbischof Conrad von Schroffenberg starb bald darauf in Berchtesgaden gebrochenen Herzens, da er sich in den Gedanken der Quiescenz nicht finden konnte. Wer die Porträts (und Besitzungen) der Bischöfe zu sehen wünscht, findet sie im sogenannten Fürstengange am Domberg. Wie am Römer zu Frankfurt kein Raum mehr war für einen neuen Kaiser Deutschlands, so sind auch in jener Fürstengallerie Freisings alle Wände bereits besetzt gewesen beim Tode des letzten Bischofes!

Gehen wir nach diesen kurzen Notizen zu den Denkmälern Freisings über. Voransteht die Domkirche, ein romanischer Bau aus der Zeit nach dem Brande von 1159. Leider hat im J. 1723 zur Feier des tausendjährigen Jubiläums eine völlige Verzopfung des ganzen Innern der Kirche stattgefunden mit einem Aufwande von nahezu 90000 Gulden. Auch die allmälige Verwandlung der Seitenkapellen in weitere 2 Schiffe hat zur Entstellung der Kirche beigetragen. Noch aber macht der alte Grundbau der Kirche in seiner Schiffform, mit erhöhter Vorhalle und hohem Chor, ein Nachbild der rettenden Arche Noahs, auf den Eintretenden einen höchst wohlthätigen Eindruck.

Noch verdient unsere Beachtung am Dome das innere Portal aus dem Jahre 1161. Denn es zeigt die Porträts der Erbauer der Kirche, des Bischofs Albert I., des Kaisers Friederich Barbarossa und seiner Gemahlin Bea=

trix von Burgund, die große Gaben zum Bau beigesteuert. Bedeutsamer noch ist die Unterkirche, Krypta, aus derselben Zeit stammend, mit herrlichen romanischen Säulen, welche die reichste Abwechslung der Ornamentation zeigen. Das größte Aufsehen erregt die Mittelsäule mit rohen Sculpturen auf den vier Seiten, deren Bedeutung räthselhaft scheint. Am meisten möchte die Deutung für sich haben, es seien hier vier Scenen der Sigurdssage dargestellt, der Kampf mit dem Drachen, seine Tödtung, das Baden in seinem Blute, und die verderben bringende Brunhilde. Wie der fast gleichzeitige Sänger des Nibelungenliedes jene nordische Sage in sein Gedicht verwebt, so hat der Bildhauer sie hier in Stein ausgeführt. Er hat an dieser Säule vielleicht das Heidenthum überhaupt darstellen wollen und hat die bekannteste Mythe daraus gewählt. Oberhalb war der christliche Chor und Altar, so daß hier das Heidenthum als überwunden durch das Christenthum erscheint. Der Bildhauer, der diese Krypte geschmückt, nennt sich auf einer Säule: Luitprecht. Ohne Zweifel war es ein Geistlicher, wie ein solcher dieses Namens auch schon früher in den Freisinger Urkunden vorkommt.

Fragt man nach dem Zwecke dieser Unterkirchen, so ist jetzt ziemlich gewiß, daß sie ursprünglich zur Aufbewahrung der heiligen Leiber dienten. So finden sich auch hier noch die Grabstätten der Heiligen Corbinian, Lambert, Nonnosus, Hitto, Erchambert, deren Grabsteine meistens an der Wand zu sehen sind.

Die Chorstühle, durch den Bischof Sixtus im Jahre 1488 hergeschafft, sind Meisterwerke der gothischen Holzschnitzkunst und geschmückt mit den Porträts der ersten 32 Bischöfe.

Außerdem verdient noch der Grabstein des Otto Semoser (1230) im südlichen Schiff unsere Beachtung. Es knüpft sich an ihn eine anmuthige Sage. Dieser Semoser, Pförtner des Bischofs Gerold, soll ein Muster der Mildherzigkeit gewesen sein, mehr als sein Gebieter es wünschte. Als er einst zur Zeit arger Noth in seinem Mantel Brod den Armen der Stadt zutrug, begegnet ihm der Bischof und Arges vermuthend, fragt er ihn entrüstet: Was trägst du hier? Der Barmherzige wagte seine That nicht zu gestehen und antwortete: Steine. Als nun der Bischof ungläubig den Mantel öffnete, fand er wirklich Steine statt des Brodes. Ein liebliches Gegenstück zum Rosenwunder der hl. Elisabeth! Wegen dieses Ereignisses liegen drei Brode zu den Füßen des Mannes auf seinem Grabsteine und noch zeigt man in Freising einen Stein, der damals die Verwandlung soll erlitten haben und ganz das Ansehen von Weißbrod hat. Ein kolossaler Christus im Grabe mit trauernder Gruppe von Sandstein aus der nahen Johanneskirche (14. Jahrhundert), mehrere Holzstatuen und treffliche Grabmäler in der Vorhalle und im Kreuzgange, besonders die Gräber des Tristram Nußberger, der beiden Hörlein und des C. Marolt, verdienen als Meisterstücke der Bildnerei Erwähnung. Auf dem Grabmale des Kanonikers Tölkner (190) sieht man im Wappen eine Katze, die eine Maus im Munde trägt. Dabei soll früher zu lesen gewesen sein:

So wahr die Katz die Maus nit frißt,
Wird je ein Jud ein wahrer Christ.

Jetzt aber ist von dieser Umschrift keine Spur mehr vorhanden.

Die Sakristei, ein zierlicher Bau des Kustos Wiguläus von Rohrbach vom Jahre 1449, zeigt zwei interessante Holzgemälde von den Jahren 1496 und 1498 das heil. Abendmahl und die Legende des heil. Sigismund, dessen Leib die Kaiserin Beatrix hieher geschenkt haben soll, und endlich ein rothes Meßgewand mit köstlichen Plattstickereien auf Goldgrund, ein Geschenk des Bischofes Nikodemus, eines Skaligers von Verona (1440.)

Endlich ist noch erhalten eine gothische Monstranz von Holz aus dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, ein ganzer Tabernakel, ein Thurmbau von höchster Vollendung, Sinnigkeit und Feierlichkeit. Sie war nie für Metallausführung berechnet, wie man an der Construktion leicht sieht und das war ihr Heil! Wegen Werthlosigkeit (sie wurde auf 24 kr. geschätzt) ward sie der Kirche im Jahre 1803 gelassen, in einen Kasten geworfen, endlich in den dreissiger Jahren gefunden und glücklich restaurirt unter Beihilfe des unsterblichen Hofstadt!

Auch das sogenannte Lukasbild ist noch vorhanden, ein kleines Bild der Gottesmutter auf Holz mit einem Rahmen von Goldblech, auf welches zierliche Emaillen und griechische Verse eingegraben sind. Bischof Veit Adam (1619) ließ das Ganze in ein silbernes Renaissance-Altärchen stellen. Wahrscheinlich haben wir hier eine Copie des Lukasbildes, das schon im fünften Jahrhundert in Byzanz genannt wird. Die Inschrift stammt aus dem 8—10. Jahrhundert und enthält eine Widmung des Hofbeamten Manuel zu Konstantinopel an Maria. Von Byzanz kam das Bild an den Herzog Viskonti zu Mailand, von da an eine Gräfin von Kent, die es an die Skaliger

n Verona verschenkte. Unser Bischof Nikodemus aus diesem Hause brachte es der Domkirche zum Opfer im Jahre 1440.

Oberhalb des jetzigen Gewölbes, das erst statt des Flachplafonds im Jahre 1480 eingesetzt worden, sind noch Reste eines großen Wandgemäldes an der Westseite zu sehen, Figuren aus einem Bilde des jüngsten Gerichtes, großartige Gestalten Mariä, des Täufers Johannes, der Apostel Petrus und Paulus. Zur Seite bringen die Engel des Lebens und des Todes ihre Bücher dem Richter entgegen. Merkwürdig ist, wie sinnig die alten Maler zu komponiren wußten! Der Teufel erscheint nicht blos mit allen Attributen der Katze, Hyäne, der Hündin, des Löwen, des Hirsches, des Esels, des Schweines, sondern der rechte seiner Füße ist ganz zusammengeschrumpft, während der linke eine gewaltige Ausdehnung besitzt. Weil er nie rechts steht (non stetit in directo), den rechten Weg nicht geht, ist der rechte Fuß verkommen, der linke ist sehr entwickelt, weil er ihn stets in Anwendung bringt. Das ist auch der innerste Gedanke der Sage vom hinkenden Teufel (le diable boiteux). Diese Reste von alten Malereien (14. Jahrhundert) lassen ahnen die Herrlichkeit unseres alten Domes, während er jetzt nur mit Faustmalereien (Leben St. Corb.) des A. Asam und mit sinnlosen Salonsschnörkel überzogen ist.

Da wir von den erhaltenen Kunstschätzen des Domes reden, können wir doch eine Pretiose nicht ganz übergehen, welche im Gewühle der Säkularisation verloren gegangen. Wir meinen die bekannte Weihwasserschale, welche die Kaiserin Beatrix dem Dome zum Dank für ihre Hei=

lung geopfert haben soll. Sie wurde von einem Chrysolith gebildet, der in ein geschmackvolles Gestell von Silber gefaßt war. Bei einer großen Geldverlegenheit, in Folge des französischen Krieges suchte im Jahre 1795 das Domkapitel diesen Edelstein an die Kaiserin Katharina von Rußland zu verkaufen um den Preis von 100,000 Gulden. Durch den Tod der Kaiserin zerschlug sich der Kauf, das Gefäß kam nach Freising zurück, um dann im Jahre 1802 für immer zu verschwinden.

So viel vom Dome und seinen Merkwürdigkeiten.

Aber auch noch andere Bauwerke verdienen unsere Beachtung. Die Johanniskirche, unmittelbar vor dem Dome, einst die Taufkirche, später ein Kanonikatstift, ist der älteste gothische Kirchenbau in Altbayern und zeigt ganz die Schönheit, Leichtigkeit und Einfachheit der Gothik des vierzehnten Jahrhunderts. Sie wurde im Jahre 1318 vom Bischof Konrad III. gebaut, dessen Grabstein an der Rückseite der Kirche noch zu sehen ist. Demselben Jahrhundert gehört die Benediktenkirche an, hinter dem Dome gelegen, von Dekan Otto von Marlrain vom Jahre 1347 an ganz erneuert, leider aber auch im vorigen Säkulum verschnörkelt. Ihre schönste Zierde bildet das mittlere Chorfenster mit den alten Glasgemälden, die ein Kanonikus von Hornpeck zwischen 1380 — 90 der Kirche opferte. Es stellt drei Scennen aus dem Leben Mariä vor, Mariä Leben im Tempel, die Verkündigung und die Geburt, und ist in Bezug auf architektonischen Geschmack, Reichthum der Motive und Sinnigkeit der Bilder den besten Werken aller Zeiten beizuzählen. Trotz der Schönheit der Einzelnfiguren zeigen sich die nebenangebrach-

ten Glasgemälde der Neuzeit (v. Ainmüller) im Ganzen doch matt und kalt. Während diese Bauwerke der ersten Periode der Gothik angehören, stammt die Pfarrkirche St. Georg bereits aus der Verfallzeit der Gothik, eine Hallenkirche, zwischen 1440 und 1480 erbaut. Die letzte Nachblüthe der Gothik besitzt Freising aber in seiner Gottesackerkirche, die der Fürstbischof Heinrich, ein Wittelsbacher, auf seine Kosten im Jahre 1545 aufgeführt hat. Wieder ein Beweis, ächtbayerischer Zähigkeit. Während man ringsum in allen Landen längst wieder der Renaissance, der altrömisch-heidnischen Kunst, zugefallen, baut man in Freising (wie im benachbarten Kloster Scheyern), unbekümmert um das Treiben der Welt, noch ganze Kirchen in nationalem deutschen Style!

So besitzt Freising Beispiele aus allen Epochen der Entwickelung der Gothik. Aber auch die profane Architektur ist in Freisings Mauern noch stattlich vertreten. Vier Stadtthore, unter denen das Münchnerthor trotz arger Verkommenheit doch durch schöne Verhältnisse und Zierlichkeit sich auszeichnet, verkünden uns sogleich, daß wir hier in eine Stadt, nicht in ein großes Dorf, und in eine mittelalterliche Stadt mit dem Adelsbrief einer reichen Geschichte einziehen, nicht in eine moderne Fabrikstadt. Sie stammen aus der Zeit des Bischofes Johannes IV. aus der Familie der Tulbeck, deßen Grabstein in der Frauenkirche zu München steht.

Daran reiht sich die bischöfliche Residenz auf dem Domberge. Es ist ein grandiöser Vierecksbau, dessen Theile verschiedenen Zeiten angehören. Der nördliche gothische Theil mit der höchstzierlichen Säulengallerie im Hofe

ist eine Schöpfung des Fürstbischofes Philipp v. J. 1519, während der südliche sammt Kapelle vom Bischof Veit Adam (gegen 1618) neu aufgeführt wurde. Die folgenden Bischöfe haben wieder Zuthaten geliefert, so besonders Bischof Sigismund, der leider den entstellenden Gang von der Residenz zum Dome erbaute. Was das Innere betrifft, so verdienen die Wandteppiche genannt zu werden, die in den Sälen des 1. Stockes die Wände noch schmücken und altrömische Triumphzüge oder mythologische Scenen (17. Jahrh.) zeigen. Wahrscheinlich hat Peter Candid, der Hofmaler, die Cartons zu diesen Webereien geliefert. Bezeichnend ist für die Zeit der Renaissance, daß nirgends ein christliches Bild, sondern nur heidnische oft ziemlich freie Darstellungen (Endymion und Diana) die Zimmer der Bischöfe schmückten.

Auch das Rathhaus am Marktplatze ist ein stattlicher Bau der Gothik. Leider hat die Façade erst in der neuen akademischen Zeit eine völlige Verunstaltung erlitten, indem man einen gebogenen Scheingiebel mit kindischen Blumenvasen darauf pflanzte.

Was dann die Privathäuser betrifft, findet man selten in einer Stadt noch eine solche Anzahl von solchen, die aus dem Mittelalter stammen, wie in Freising. Alle haben zierliche Giebel, Phialen, Erker, jedes zeigt wieder ein eignes originelles Gepräge, ist wieder verschieden von den andern. Man betrachte das Seelnonnhaus, wo die Begharden in Pflege der Kranken seit 1484 mit eigener Kapelle hausten und das noch vor Kurzem an der Façade die Gemälde der Ordensheiligen zeigte, die Häuser der obern Apotheke, des Furtnerbräuers, viele in der Fi-

schergasse, besonders aber den neurestaurirten stattlichen Gasthof des Hrn. Sporrer, um von der Schönheit und Mannigfaltigkeit des gothischen Häuserbaues sich zu überzeugen. Man baute nämlich im Mittelalter nur für eine bestimmte Familie, ein bestimmtes Gewerbe, einen besondern Zweck, sein Haus, und gab ihm daher die entsprechende Gestalt und Form. Das Zurmiethewohnen war fast unbekannt. Daher sind alle Häuser noch kleiner und verschieden, wie die Menschen es sind. Jetzt baut man aber nur ungeheure charakterlose Vierecke für Alle und zu Allem. Sie sind nur da, um möglichst viele Menschen hineinzuschieben, und um eine prächtige Façade von Außen ankleben zu können.

Von späteren Werken der Kunst erwähne ich die Mariensäule am Schrannenplatz, errichtet vom Fürstbischof Sigmund im Jahre 1674, nach dem Vorbilde der Münchener Säule, von neuen die Ottostatue auf dem Domplatze (von Zumbusch in München) und die Hochaltäre der Pfarrkirche (von demselben) und der Benediktenkirche (Sickinger).

Nicht ganz vergessen dürfen wir, daß in den Räumen der Residenz (Clerikalseminar) seit 2 Jahren auch ein Museum für christliche Kunst angelegt ist. Es enthält bereits ein gothisches Altärchen, an 50 Statuen, 12 Reliefe, 40 Gemälde, 25 Kirchengeräthe, viele Abgüsse Holzschnitte, Kupferstiche und Zeichnungen von Kirchen und Kunstwerken aus allen Epochen des Mittelalters. Da diese Sammlung größtentheils Gebilde aus Freising und der Umgebung zeigt, so gibt sie einigen Aufschluß über die Kunstübung, die im Mittelalter zu Freising geblüht hat. Man sieht hier, die Plastik, das Kleingewerk, Erzguß,

Goldschmiedekunst, hatte frühzeitig in den Klöstern Freisings eine hohe Vollendung erreicht. Das bezeugt das schöne romanische Rauchfaß (1200), ein Symbol des himmlischen Jerusalems und manches andere. Dasselbe bezeugen die Buchdeckel von Elfenbein aus St. Andre und von Silber aus Weihenstephan, die jetzt die Hofbibliothek besitzt. Die gothischen Gemälde Freisings aber sind von geringerem Werthe und stehen den Schöpfungen der Nürnberger Meister am Nächsten. Die herrlichsten Tafelmalereien aus der Johanneskirche sind im Pfarrhofe dahier zu schauen.

Nachdem wir also über die bedeutenderen Kunstwerke Freisings Ueberschau gehalten, können wir doch von der Kunstthätigkeit hiesiger Stadt noch nicht schweigen. Noch manche Notiz ist beizufügen. Freising besaß schon vor einem Jahrtausend seine Dichter. Das älteste lateinische Weihnachtsspiel, das Schmeller in der Hofbibliothek gefunden, stammt aus Freising, ist wohl im 9. Jahrhundert im Domkloster hier gedichtet und im Chor der Domkirche zur Weihnachtszeit aufgeführt worden. Also ist Freising wohl die Wiege der Poesie und des Theaters in Bayern! Das Spiel hat den Titel: Herodes sive Magorum adoratio und zeigt ganz das Gepräge der Einfachheit und des Ehrwürdigen, wie es sich von der ältesten Kirchenpoesie erwarten läßt. Zuerst sind die Hirten auf der Bühne. Diesen erscheint der Engel und verkündet ihnen die große Freude. Darauf ziehen sie nach Bethlehem. Sofort wandern die drei Könige mit ihren Geschenken daher. Beim Einzug in den Chor singen sie:

Dicite nobis, o Hierosolymitani cives,
Ubi est expectatio gentium,

Noviter natus rex Judaeorum,
Quem signis celestibus agnitum
Venimus adorare. *)

Nun eilt ein Bote zum König Herodes, und meldet ihm, daß drei Unbekannte von Osten gekommen und einen neugebornen König anbeten wollen. Herodes, der ächtköniglich immer in hochtrabenden Hexametern redet, läßt sie sogleich zu sich kommen, befragt sie über ihre Heimath (der eine nennt Chaldäa, der andere Persien, der dritte Arabien) und beruft dann die Schriftgelehrten, um den Ort der Geburt zu erfahren. Diese erscheinen und singen die schöne Stelle: Du Bethlehem bist keineswegs die geringste unter den Städten von Juda, denn in dir wird der geboren werden, der das Volk Israel regieren wird. Diesen Bescheid ertheilt Herodes sofort den Magiern mit dem Befehle, auf der Rückkehr auch ihm zu sagen, wo sie den neugebornen König gefunden. Die Magier hinaustretend erblicken voll Freude wieder den Stern, und werden von den Hirten zur Krippe geführt, wo der Engel und die Wärterinnen (obstetrices) sie empfangen. Beim Eintritt singen sie:

Salve princeps saeculorum (Sei gegrüßt, König der Ewigkeit!)
Suscipe rex aurum! (Nimm, o König das Gold),
Tolle thus, tu vere deus! (Nimm den Weihrauch wahrer Gott!)

---

*) Sagt uns, ihr Bürger von Jerusalem, wo ist die Erwartung der Heiden, der neugeborne König der Juden, den wir durch Zeichen am Himmel erkannt und den anzubeten wir nun kommen.

Mirram signum sepulturae (die Myrrhe zum Zeichen der Begräbniß).

Darauf theilt der Engel ihnen mit, daß sie auf einem andern Weg heimkehren sollten. Sie ziehen ab mit dem Gesang: O Himmelskönig! Da Herodes sofort erfährt, daß die Magier ihn umgangen, springt er in Wuth vom Throne auf und ertheilt den Befehl, alle Knaben in Bethlehem zu tödten. Man sieht noch die drei Könige in der Ferne ziehen und die Knaben singen: Eja, laßt uns lobsingen dem König u. s. f. So verläuft in Kürze das alte Freisinger Drama. Ein zweites, das auch aus Freising stammt, hat den Titel: Ordo Rachelis und schildert den Kindermord zu Bethlehem. Es möchte dem elften Jahrhundert angehören, ist bereits freier und wahrhaft poetisch. So singen die Hirten beim Anblick des Christkindes hier:

O regem celi, cui celiculi famulantur (O Himmelskönig, dem die Himmlschen dienen),
Clauditur in stabulo, concludens cuncta pugillo (Er wird vom Stall umfaßt, der alles mit seiner Hand umfaßt),
Despectissimus in terris et summus in astris (der Niedrigste auf Erden, der Höchste im Himmel.)

Und Rachel (Bethlehem) klagt also über den Tod ihrer Kinder:

O dolor, o patrum mutataque gaudia matrum!
Ad lugubres luctus lacrumarum fundite fluctus!
Heu teneri partus! laceros quos cernimus artus!
Heu dulces nati, sola rabie jugulati!
Quid commisistis quod talia fata subistis? etc.

Zum Schlusse erscheint eine Trösterin, welche der klagenden Frau vorhält: Das Kind ist nicht zu beweinen, das himmlische Glorie hat und für die armen Brüder auf Erden dort betet. Sofort wird das Tedeum gesungen!

So, sehen wir, hat die Wunderblume der Poesie gewiß frühzeitig hier geblüht.

Aber auch die Musik hat zu allen Zeiten in Freising eine außerordentliche Pflege gefunden. Als in Italien der Orgelbau, wie es scheint, noch unbekannt war, hatte Freising bereits so berühmte Orgelbauer, daß Papst Johann VIII. (circa 880) den Bischof Anno bat, ihm eine Windorgel mit größeren und kleineren Pfeifen sammt einem Orgelspieler zu übersenden. Das geschah auch und Rom ist also im Orgelspiel bei Freisings Mönchen in die Schule gegangen. Ein Freisinger Mönch Eberhard hat bald darauf auch eine Abhandlung über den Guß von Orgelpfeifen (de mensura fistularum) geschrieben. Und wie am Anfange, so glänzt auch am Ende der Geschichte des Freisinger Fürstbisthums ein Mann von hoher Begabung und hohem Verdienste an der Spitze der Dommusik! Es ist Don Placido Cammerloher, geb. 1700, gest. als Rath und Domkapellmeister dahier im Jahre 1776. Er hat nicht blos werthvolle Compositionen geschaffen (Symphonien, Opern, Melissatrabita, Meditationen), sondern nach Gerber und Riehls Urtheil gebührt ihm auch mit mehr Recht der Ruhm, der Schöpfer des Streichquartetts zu heißen als dem großen Joseph Haydn. Aber der arme Freisinger Meister, weil in einer kleineren Stadt lebend, wurde vergessen, obwohl er einen italienischen Namen vorsetzte, um doch Etwas zu gelten, während Haydn durch die Wogen

der Zeit und Verhältnisse auf die Höhe getrieben ward und Unsterblichkeit errang. So viel über Musik. Damit hängt der Glockenguß zusammen. Auch die Glockengießer Freisings waren in alter Zeit berühmt. So wurde (circa 990) der Mönch Adalrich nach Tegernsee berufen, um dort die Glocken zu gießen!

Aber auch die Männer der Wissenschaft dürfen wir nicht übergehen, die in Freising gewirkt haben. Da es von ältester Zeit her berühmte Schulen besaß, in denen Fürsten und selbst ein Kaiser (Heinrich II.) die höhere Bildung empfingen, können wir wohl erwarten, daß Sterne erster Größe hier geleuchtet haben. Besonders darf Freising auf seine Geschichtsschreiber stolz hinblicken. Schrieb nicht Aribo († 748), der vierte Bischof, schon die Biographien der Heiligen Corbinian und Emmeran, die zu den ältesten Urkunden der deutschen Geschichte zählen?

Als das vorzüglichste Gestirn Freisings ist aber Bischof Otto I. zu bezeichnen, der durch die Statue am Domplatze verherrlicht wird. Er hat Freisings Namen so weit hingetragen, als die Wissenschaft der Geschichte bereits gedrungen ist. Geboren am 5. Dez. 1109 aus dem Geschlechte der Babenberger, ein Sohn Leopolds des Heiligen von Oesterreich, war er frühzeitig für den geistlichen Stand bestimmt worden, ohne natürlich die ritterlichen Uebungen versäumen zu dürfen. Um höhere wissenschaftliche Bildung zu erringen, eilte er nach Paris, wo er zu den Füßen Abällards saß, dem er sein Leben lang in ächtdeutscher Treue dankbar zugethan blieb. Als er auf der Heimreise begriffen war, kehrte er mit 15 Gefährten im berühmten Kloster Morimond in der Champagne ein, ward

aber von dem dort herrschenden Geiste so ergriffen, daß er sich entschloß, selbst in den Orden einzutreten. Er ward Cisterziensermönch und im Jahre 1141 bereits zum Abt des Klosters erwählt. Unterdessen war das Bisthum Freising erledigt worden. Nun erging der Ruf an Otto, den bischöflichen Stuhl hier zu besteigen. Von da an (1138) ist er Otto von Freising. Mit unsäglicher Anstrengung waltete er jetzt seines heiligen Amtes, stellte den Haushalt her, wirkte für Reform des Klerus, gründete neue Klöster, stiftete Friede im Reich, Frieden zwischen dem Kaiser und Papst Hadrian IV. Ja als neuerdings der Hilfruf aus dem Morgenland erscholl, Jerusalem aus den Händen der Ungläubigen zu retten, nahm er selbst zu Regensburg im Jahre 1149 das Kreuz und zog mit Kaiser Konrad III. mit einer edlen Schaar durch Ungarn gegen den Osten hin. Damals haben wohl auch Freisinger den Kreuzzug mitgemacht und Freisings Bürger können sich auch mit ebenso großem Rechte Söhne der Kreuzfahrer nennen, als die Franzosen der Neuzeit.

Der Kreuzzug nahm aber einen unglücklichen Ausgang. Uneinigkeit, Sittenlosigkeit im christlichen Heere, Treulosigkeit der Griechen, die Tapferkeit der Türken und gewaltige Ueberschwemmungen, Alles wirkte zusammen, um die glänzenden christlichen Heere zu vernichten. Otto, einer der Feldherren, gelangte zwar nach Jerusalem, wie auf anderen Wegen der Kaiser, aber nur mit einigen Trümmern seines Heerzuges, betete am hl. Grabe mit unendlicher Rührung und kehrte dann in die Heimath zurück, ohne Ehr' und Heer, wie er selbst sagt, aber doch getröstet an den heiligen Stätten. Von da an war er wieder im Reiche

thätig, förderte die Wahl Friedrichs I. zum Kaiser und begleitete ihn noch beim Römerzug über die Alpen. Dann fühlend das Nahen des Todes, ordnete er noch alle Angelegenheiten der Diöcese und eilte dann nach Morimond, um im Kloster zu sterben, wo er der Welt absterben wollte. Er starb dort im J. 1158. Was aber seinen Namen im Reiche der Wissenschaft unsterblich macht, das sind seine beiden Geschichtswerke, das Chronikon oder die Weltgeschichte, und über die Thaten seines Neffen Friedrich Barbarossa. Scharfe Beobachtungsgabe, Wahrheitsliebe, philosophische Auffassung der Geschichte, indem er alle Begebenheiten im Lichte der göttlichen Führung der Menschheit betrachtet, Glanz der Darstellung machen ihn zu einem Geschichtschreiber*, den selbst Johannes v. Müller mit den Griechen verglichen und in Manchem vorgezogen hat. — Um deRadevic, Arnpeck und Schmidt zu übergehen, nennen wir von den Historikern aus dem letzten Jahrhundert nur noch den Benediktiner und Professor Carl Meichelbeck. Er hat die große Geschichte des Bisthums Freising zum Jubiläum des Jahres 1724 in zwei Folianten mit immensem Fleiße geschrieben, die Urkunden aus dem Staube erhoben und beigelegt. Ein Werk im Ganzen so vortrefflich, daß ein großer Historiker sich äußert: Wie glücklich wäre es um die deutsche Geschichte bestellt, hätten alle Bisthümer einen solchen Biographen wie Freising, und so interessant, daß Jakob Grimm bereits sieben Mal dieses Werk durchstudirt hat, um die kostbarsten Schätze für deutsche Namenforschung daraus zu erheben!

Aber auch andere Wissenschaften haben treffliche Bearbeiter hier gefunden. So hat der Freisinger Notar Rup-

recht ein Rechtsbuch verfaßt (14. Jahrhundert), das für die Kenntniß der bayerischen Rechtszustände hohes Interesse gewährt. Das Lehrbuch des kanonischen Rechtes, das der Freisinger Professor Reiffenstuhl (18. Jahrh.) geschrieben, gilt aber selbst jetzt noch in Rom für so vorzüglich, daß es bei der Prüfung der neucreirten Bischöfe zu Grunde gelegt wird!

So, sehen wir, nimmt Freisings Name unter den Stätten der Kultur eine ehrenvolle Stelle ein. Und noch jetzt ist es seiner Tradition treu geblieben. Wie der Domberg zu Otto's Zeiten der gelehrte Berg hieß, so enthält er noch jetzt so viele Bildungsanstalten, wie vielleicht auf so kleinem Raume nirgends in Deutschland es der Fall ist. Es findet sich dort ein Clerikalseminar, Knabenseminar, Lyceum, Gymnasium, Lateinschule, 2 Schullehrerseminare, eine Gewerbschule mit Institut. Eine eigenthümliche Fügung! Und was noch sonderbarer scheint: Das erste Werk, was in Freising gedruckt wurde (und Freising gehört unter die Wiegenstädte der Buchdruckerei), war eine Instruktion für den Unterricht der Jugend (compendium materia pro juvenum in formatione), die im J. 1495 durch einen Ulmer Joh. Schäffler hier im Druck erschien. Unterricht der Jugend scheint also von jeher eine Prärogative Freisings gewesen zu sein! —

Aber noch können wir Freising nicht verlassen, ohne einige kulturhistorische Notizen beizufügen.

Einmal verdienten die Wappen Freisings die ernsthaftesten Untersuchungen eines Heraldikers. Das Stadtwappen bietet zwar weniger Schwierigkeit. Es zeigt den Bären des hl. Corbinian, jenes Thier, das nach Aribos

Bericht, das Saumthier des Heiligen zerriß und sofort vom demselben gezwungen wurde, sein Gepäck zu tragen. Zwar meint Daumer spottend, damit wäre uns ein Bär aufgebunden worden. Aber der Bericht stammt von einem Zeitgenossen und Schüler des Heiligen, der die Wahrheit wissen konnte und sagen wollte. Wenn wir also dem Zeugniß widersprechen, so fällt alle Geschichte. Vielleicht brachte der heilige Bischof diesen Bären nach Freising, weil er in das Stadtwappen überging. Es war im Mittelalter keine Seltenheit, daß man Bären im Hause hielt. Im altmannischen Gesetz heißt es ausdrücklich, wer einen Hausbären getödtet, müsse sechs Gulden bezahlen, und in Ruodlieb kommen Tanzbären vor. Schwieriger ist das Wappen des Freisinger Domkapitels zu erklären, der bekannte Mohrenkopf. Die vorhandenen ältesten Siegel des Capitels (von den Jahren 1263, 1271, 1297) zeigen alle das Bild des hl. Corbinian. Vom Ende des Mittelalters an aber findet sich der Mohrenkopf, den übrigens Bischof Nitger (Niger, Schwarz) auf den Chorstühlen schon im Wappen trägt. Es ist also wirklich möglich, daß der Kopf des hl. Corbinian allmählich nicht mehr gekannt, und für den eines Mohren gehalten worden. Es ging wie mit dem Reliquienschrein, den Bischof Nitger, dem Kaiser Heinrich II. zum Geschenke gab. Auf demselben waren unter andern Bildern zwei Augen angebracht, ein offenes und ein geschlossenes Auge, jenes bedeutete die christliche Kirche, dieses das blinde Judenthum. Die jugendliche Phantasie der späteren Zeit sah aber bald an diesem Auge das Auge Jesu und meinte, in jenem Kästchen sei eine Thräne verborgen, die Christus geweint am Grabe des Laza-

rus! Und da man im fünfzehnten Jahrhundert auch der Meinung war, Freising sei eine römische Station gewesen, wo die phrygische Legion gelegen, so konnte jener Kopf als Phrygier gedacht werden. So viel von heraldischen Dingen.

Sehen wir uns nach den Siegeln und Wappen der Stadt nochmal die Häuser und Bewohner an. Wohlthuend ist, daß man hier noch immer die alten Benennungen der Häuser hört, die von den ersten Besitzern stammen. Da ist ein Wernerhof-, Danzer-, Colonna-, Lehrbach-, Lerchenfeld- und Heckenstallerhof, lauter Häuser ehemaliger Domherrn auf dem Berge. In der Stadt hatte man originelle Hausnamen. So heißt in den Urkunden ein Haus am Wörth: Beim Lugenbankl. Nahe stand das Teufelsbrückel. Ein Thor heißt das Judenthor, wohl seit der Zeit, als hier Gericht gehalten ward über alle des Wuchers beschuldigten Juden im ganzen Reich (1463.) Noch nennt man einen Koch in der Höll, einen Wirth in der Laube, auf der Gred! Wie sind diese Benennungen noch voll Bedeutung und Leben voll Humor, voll historischer Erinnerungen! Die Neuzeit hat das Alles über Bord geworfen, kennt nur mehr starre Zahlen, todte Hausnummern, Haus Nr. 1, 2, 3! Von jetzt noch erhaltenen Bürgersnamen fand ich vor zweihundert Jahren nur einen, den des Hasiberbräuers, alle andern sind untergegangen, ausgestorben oder ausgewandert. Von alten Gebräuchen der Freisinger noch einige Worte. Am Palmsonntage war hier großer Umzug in der oberen Stadt. Noch ist der lebensgroße herrliche Christus von Holz erhalten, der von der Pfarre St. Veit aus auf einem Esel durch die obere Stadt geführt wurde, und dem Klerus

und Volk in Prozession und singend nachfolgten. Die bildliche und dramatische Vorstellung des Oelberges, der Himmelfahrt und Geistessendung hat sich in der Pfarrkirche von Freising bis zum heutigen Tage (freilich verkümmert) erhalten.

Ein rührender Ueberrest mittelalterlicher Gastfreundschaft ist auch noch geblieben. Seit unfürdenklichen Zeiten kommt alljährlich ein Wallfahrtszug vom fernen Mamming an der Isar hieher, um den heiligen Sigismund zu verehren. Der Heilige hat auf der Emporkirche des Doms einen Altar, dort hängen beim Aufgang alte Votiven (Waffen, Häuser, Ketten) von Solchen, die Hilfe gefunden, dort an der Wand ist auch der Fuß zu sehen, der einem Mamminger gehörte und von seinem Hunde hieher getragen worden sein soll, als der Mann der abgehenden Wallfahrt spottete und erklärte, er möchte nicht mit einem Fuße in Freising sein. Wenn jener Wallfahrtszug am Pfingstmontag anlangt und seine Andacht verrichtet hat, kommen die alten Bürgerfamilien und laden die Pilger ein, bei ihnen Herberge zu nehmen, es ist oft ein eigentliches Jagen nach diesen frommen Wallern, man fühlt sich beglückt, diese Pilger im Hause unentgeltlich beherbergen zu können! Das ist noch ein liebliches Stück, das man unbewußt aus dem Mittelalter gerettet!

Sollte ich nun auch über das Freising der Gegenwart weiter berichten? Ich glaube, daß ich hier nur Weithinbekanntes anführen könnte. Die Stadt zählt jetzt über 6000 Seelen und besitzt ein Appellationsgericht, Landgericht, Rentamt, Forstamt, Bauamt und als Besatzung einen Theil des zweiten Kürassierregiments. Während früher die Stadt drei Pfarreien (St. Georg, St. Andre, St. Veit) zählte, ist

jetzt nur mehr die Pfarrei von St. Georg erhalten. Die zahlreichen Bildungsanstalten Freisings haben wir oben bereits genannt. Die Programme der Gewerbschule der letzten zehn Jahre geben über die physikalischen und gewerblichen Verhältnisse Freisings demjenigen umfassenden Aufschluß, der hierüber genauere Belehrung wünscht.

So nehmen wir Abschied von der kleinen, aber an historischen Erinnerungen und Denkmälern einer großen Vorzeit reichen Stadt. Nach der Erzählung eines indischen Gedichtes sendet die Gottheit einen Pfeil auf den verdorrenden Baum, und er beginnt neues Leben zu zeigen und mit üppigen Früchten sich zu schmücken. Möge die Eisenbahn, welche besorgte Gemüther für einen tödtenden Pfeil hielten, für die in Münchens Nähe gerückte Stadt durch Gottes Fügung ein solcher Pfeil werden, der nicht tödtet, sondern neues Leben und süße Frucht hervorruft!

IV.

Von Freising nach Moosburg. Neustift mit dem Prämonstratenser-Kloster. Marzling. Rudelfing, Großenviecht. Station Langenbach. Rast, Innkofen, Kirchambach. Bergen. Feldkirchen, Sixhaslbach. Scheggenhofen auf der Höhe. Thonstätten.

Kaum haben wir das schnaubende Dampfroß wieder bestiegen und im Vorübereilen den Domberg nochmal betrachtet mit seinen stattlichen Bauten, mit der Residenz, dem Studiengebäude, dem Dome mit seinen gewaltigen Thürmen (der südliche vom Jahre 990), der Bibliothek, dem Lerchenfeldhofe und Schullehrerseminar, während der Hofgarten mit prachtvollen Baumarten den Fuß des Berges umsäumt, gelangen wir schon zu einer langhingestreckten

freundlich aussehenden Ortschaft. Es ist nur eine Vorhalle oder ein Anhängsel von Freising, es ist Neustift (Novacella.) Bereits in frühester Zeit blühte hier ein Frauen-Kloster. Da aber dieses später in Verfall gerieth, gründete Bischof Otto I. hier ein neues Stift für die Söhne des hl. Norbert, vom Thal Prémontré auch Prämonstratenser genannt (1142). Daher der Name Neustift, für dieses Kloster, das von da an bis zur Säkularisation (1802) Bestand gehabt und mit Gütern reich begabt war. Was die Geschichte dieses Stiftes betrifft, so darf man sagen, es habe eigentlich keine Geschichte, obwohl der geheime Rath Wisheu die Geschichte desselben geschrieben hat. Und wenn es auf Wahrheit beruht, jene Hausfrau der Stadt sei die beste, von der Niemand zu erzählen weiß, oder jenes Volk das glücklichste, vom dem die Geschichte das Wenigste zu berichten hat, so kann man auch annehmen, das Kloster sei glücklich gewesen, das trotz siebenhundertjährigen Bestandes keine Geschichte hat. Denn die äußere Geschichte der Klöster weiß fast nur von Unglücksfällen, Feuersbrünsten und nöthigen Reformen zu berichten. Der Wechsel der Aebte ist von geringer, historischer Bedeutung, da nur die Namen wechseln, das Regiment aber gleich bleibt. Wir wollen also glauben, Neustift sei im Ganzen recht glücklich gewesen, da nur von einigen Bränden und einmal von sittlichem Verfall berichtet wird.

Auch von der wissenschaftlichen Thätigkeit Neustifts haben wir wenig Kunde. Nur einmal (1263) lesen wir, ein Mönch Sampson von Neustift habe durch Ausübung der Arzneikunde so viel Geld verdient, daß er die Schmiede am Thore für das Kloster um 13 Pfd. kaufen konnte. Uebri-

gens war damals die Arzneiwissenschaft und ihre Ausübung noch so wenig auf einen bestimmten Stand beschränkt, daß selbst in Paris der dritte Theil der Aerzte damals noch aus Weibern bestand! Kirche und Klostergebäude haben noch jetzt von der Ferne ein stattliches Aussehen. Es sind Bauten, die nach einem Brande zwischen 1760—80 von Grund aus neu aufgeführt wurden. Wie tragen sie auch ganz das nüchterne Gepräge dieser Zeit! Die Liebe zum Zopfe war bereits entwichen, zu etwas Besserem, Neuen fehlte noch Kraft und Verständniß, und so bekam man ganz kahle, nichtssagende, weltlichbequeme Bauten, statt bedeutsame, erhebende, kirchliche Werke. Als der bauende Prälat das neuentstandene Klostergebäude sah, soll er selbst ausgerufen haben: Das ist eine prächtige Kaserne! das war die Macht der Wahrheit, das unverdorbene Gefühl, daß dieß ein ganz weltlicher Bau sei, hat sich in diesen Worten Bahn gebrochen! Einige Jahrzehnte später hat sich diese Prophetie erfüllt, Neustift ward und ist noch eine ganz treffliche Kaserne. Am Ende des raschwachsenden Ortes steht noch das alte Leprosenhaus mit dem Kirchlein, das einst dem hl. Alexius geweiht war, auch noch eine Ruine aus dem Mittelalter!

Von Neustift an naht sich der linke Höhenzug ziemlich der Bahn und begleitet uns bis Landshut. Zwischen diesen Hügeln der Moosach und Isar führt uns jetzt das Dampfroß durch liebliche Auen. Am Ende derselben, am Einfluß der Moosach in den größeren Strom der Isar, steht Marzling (Marzilinga seit 808), das uns von der linken Seite begrüßt. Was sein Name bedeutet, ist noch räthselhaft, da Marzil kein deutscher Name zu sein scheint. An und in

der Kirche verdient nur der einfache romanische Satteltthurm und ein gothischer Kelch aus dem sechzehnten Jahrhundert Erwähnung. Nun geht die Bahn in ein langgestrecktes freundliches Thal über, von dessen Höhenzügen uns mehrere Kirchlein entgegenwinken. So sehen wir zur Rechten Rudelfing (bei den Leuten das Rudolf), ein liebliches Wallfahrtskirchlein des siebzehnten Jahrhunderts. Es geht die Sage, früher sei die Kirche ganz am schroffabfallenden Isarufer gestanden. Da allmählig der reißende Fluß den Berg ausgehöhlt, sei einst die Kirche in das Wasser hinabgestürtzt. Nur das Gnadenbild (Schnitzerei der Gothik) sei am Ufer unverschrt stehen geblieben. Für dieses Bild Mariä habe man dann die jetzige Kirche auf der Anhöhe in größerer Entfernung vom Wasser gebaut.

Zur Linken erblickt man bald darauf Großen- und Kleinviecht (Feoht-Ort mit Fichten), die seit 772 in den Urkunden erscheinen. Das erste besitzt in der Kirche nur einige Holzstatuen (15. Jahrh.) von großer Schönheit, das andere hat eine noch fast unbekannte romanische Kapelle aus dem Beginn des dreizehnten Jahrhunderts.

Bei Langenbach (humlibach seit 819, das Pach bei Hummel, wohin es in die Pfarrei gehört, die Ansiedlung am Pach-Berg) setzen wir über die Landstraße, um dann endlich in das Amperthal selber einzuziehen.

Mit schlankem Spitzthurm winkt uns sogleich zur Rechten wieder vom Berge ein Kirchlein entgegen. Es ist Rast. Obwohl unansehnlich und etwas verkommen im Aeußern, verdient es doch gar sehr unsere Beachtung. Denn es war im Mittelalter eine vielbesuchte Wallfahrt. Die auf den Flössen der Isar Fahrenden sehen diese Kirche

viele Stunden lang, kein Wunder also, wenn die Schiffenden zu diesem Gnadenorte sich verlobten im Augenblick der Gefahr, wenn sie hieher wallten nach bestandener Schifffahrt und Geschenke dankend niederlegten, von denen dann die zierliche gothische Kirche mit Sterngewölbe am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts gebaut ward. Gerade dieser Bau ist aber höchst eigenthümlich. Wir haben hier eine Kirche vor uns, wie die kirchenreiche Residenzstadt München, ja wie selbst das heilige Köln mit seinen hundert Kirchen und Rom keine besitzen, nämlich einen zweischiffigen gothischen Kirchenbau. Es sind hier die beiden Schiffe durch zwei Mittelsäulen getrennt, vorne legt sich der Chor organisch in der Mitte an. Nur die Franziskanerkirche in Berchtesgaden ist mir als ähnlicher Bau in Oberbayern bekannt. Wozu und wann man zweischiffige Kirchen im Mittelalter anlegte, ist noch ein archäologisches Räthsel, zu dessen Lösung die Reisenden hier eingeladen werden.

Jenseits der Amper prangt weithin Schloß und Pfarrdorf Innkofen (Hof des Enicho?) Es ist ein alter Edelsitz, der, vom Herzoge Georg dem Reichen an den Grafen von Greiß vergeben, später an die Rheindorf und Schrenk gelangte und jetzt im Besitz des Grafen Larosee sich befindet. Dieser hat sich eine Kapelle als Stätte der Familienbegräbniß erbaut, die allein des Besuches werth ist. Im reinsten gothischen Styl ausgeführt, gehört sie zu den wenigen Bauten, die der treffliche Ohlmüller, der Erbauer der Auerkirche, entworfen hat. Dem Kirchlein gebührt darum eine Stelle in der Kunstgeschichte der Neuzeit. Die einfache Ausstattung des Innern stammt vom Bildhauer Endres.

Die folgenden Dörfer, welche man zur selben Seite von der Bahn aus erblickt, gehören jetzt als Filialen zu Innkofen, so Kirchambach, mit einem zierlichen Sakramentshaus und ornamentirten Chorstühlen, Bergen mit einem gothischen Taufstein, Feldkirchen, das ein gothisches Monstränzchen und einen höchstmerkwürdigen Kirchhofbau besitzt, und endlich noch Sixthaslbach mit werthvollen Figuren. Von der Spitze des ganzen Höhenzuges blickt noch ein romanisches Kirchlein herab, das ist Scheggenhofen (Behausung des Czechen), bereits zur Pfarrei Mauern und ohne Zweifel auch zur sogenannten Hollerau gehörig. Das ist jene eigenthümliche Region unseres Bayerlandes, deren Name und Umfang noch der Bestimmung bedürfen, die häufig die Zielscheibe des Spottes der Nachbarn ist, die aber an Naturwüchsigkeit der Bewohner, an Fruchtbarkeit des Bodens, an Wälderreichthum und zäher Bewahrung alter Sitte und Gebräuche wenigen Gegenden des Vaterlandes nachsteht.

Nachdem wir zur Rechten der Bahn noch unser Auge auf Thonstätten (tanstetin 830 Stätte mit Tannen), gewendet, dessen zierliche gothische Kirche noch eine Pretiose enthält, einen Chorstuhl der Moosburgerkirche, der wegen seiner liegenden Ungethüme freilich zum Glockenhaus verwiesen ist, sind wir im alten Moosburg angelangt.

V.

Stadt Moosburg. Ihre Geschichte und Denkmäler der Kunst. Kulturhistorisches. Gegenwart. Weg nach Landshut. Wang. Isareck und Volkmannsdorf. Amper-Brücke und die Schweden. Die Schlacht zwischen Ludwig dem Bayer und dem schönen Friedrich von Oesterreich. Bruckberg. Das nahe Gelbersdorf. Gündelkofen. Eugenbach. Altdorf. Kronwinkel. Kast. Klausenberg. Achdorf. Siebensee. Rennweg. Au.

Niemand wird beim Einzug in Moosburg zweifeln, daß wir eine uralte Stadt vor uns haben. Denn der dem Kunstverständigen so wohlthuende, ehrwürdige Rost des Alterthums (aerugo nobilis) liegt hier wahrlich noch auf Häusern und Kirchen, Straßen und Gassen.

Die Anfänge auch dieser Stadt sind in Dunkel gehüllt, wie die Kindheit so vieler großer Männer. Historisch steht nur fest, daß hier bereits in Mitte des achten Jahrhunderts ein Benediktinerklösterchen bestand, dessen Abt Reginbert im Jahre 772 auf der Synode zu Dingolfing erschien. Die Mönche waren also auch hier die Pioniere der Kultur, sie haben die ersten Pfähle zum Stadtbau geschlagen. Das Kloster blieb aber immer arm, so daß es dem Kaiser keine Steuern und Soldaten liefern durfte, sondern nur die Gabe des Gebetes.

Aber erst als ein Heiligthum hier niedergelegt war, gewann Kloster und Kirche größere Ausdehnung und

Moosburg ein reicheres Leben. Der Sage nach haben zwei Mönche den Leib des heiligen Kriegers Kastulus aus Italien mitgebracht und waren eben im Begriffe, durch Moosburg zu ziehen (826.) Da soll das Saumthier, das den Heiligenschrein trug, hier niedergekniet sein, und war nicht mehr zum Aufstehen zu bewegen. Daraus ward geschlossen, der Heilige wolle hier rasten, man brachte ihn in das hiesige Kloster (Münster) und baute nebenan über seinen Gebeinen von den strömenden Gaben bald darauf eine größere stattlichere Münsterkirche. Aus dem Grab des hl. Kastulus ist also großentheils Moosburgs Leben hervorgeblüht. Dieses Kloster der Benediktiner theilte dann das Schicksal der meisten bayerischen Klöster. Von den Ungarn zerstört, ward es bald wieder aufgebaut, von Bischof Egilbert von Freising in ein Chorherrenstift i. J. 1004 verwandelt, von den Schirmvögten und Nachbarn häufig mißhandelt und ausgesaugt, endlich i. J. 1599 sammt dem Heiligthum nach Landshut zur neugebauten Martinskirche verlegt. Damit war die Lebensader Moosburgs abgeschnitten und sein Verfall angebahnt.

Was die politische Geschichte Moosburgs betrifft, so war es schon zu Karls des Großen Zeit eine Burg im Moose, in der ein Gaugraf im Namen des Königs waltete. Im nächsten Jahrhundert (890) heißt es bereits eine königliche Stadt, in der Kaiser (Heinrich III. 1049) und Herzöge (Heinrich der Löwe im Jahre 1171) Hof und Landtage hielten. Die Grafen von Moosburg aber regierten bis zu ihrem Aussterben i. J. 1281, worauf die Lehen von Moosburg an die Herzoge von Bayern vergeben wurden. Von da an blieb Moosburg im Besitze der

Fürsten Bayerns, hatte große Freiheiten und eine reiche städtische Entwicklung. Sofort besehen wir uns die Kunstdenkmäler, welche sich noch in Moosburg erhalten haben. Wahrlich, hierin ist Moosburg nicht die ärmste unter den Städten Bayerns!

Welche Schätze besitzt die Münsterkirche! Der Bau des Schiffes stammt aus der Zeit vom Jahre 1171 bis 1212 und ist leicht als romanische Pfeilerbasilika zu erkennen. Während aber die Kirche selbst später verschnörkelt worden, steht das alte Portal noch in seiner vollen Schönheit da, mit dem Blüthenreichthum seiner Ornamente und mit der Fülle heiliger Bilder. Wie vor dem Throne Salomons lugen uns auch hier Löwen an als Schützer des Heiligthums des neuen Salomon. Im Giebelfeld thronen neben Christus die Patrone und Hauptwohlthäter der Kirche von Moosburg. Wir sehen Maria (hier theotokos = Gottesgebärerin genannt), St. Kastulus, den hl. Kaiser Heinrich II. und den Bischof Albert I. von Freising, den gewaltigen Bauherren, der auch den Freisinger Dom i. J. 1159 gebaut hat. Unter den noch rohen aber doch schon charakteristischen Bildern lesen wir die etwas verstümmelten Verse:

Hoc tam magnificum tibi defert Castule templum
Felix antistes, cui sis patrona potestas.
Propitius sit rex, qui restituit tibi lumen,
Lucens perpetuo subtractum tempore longo.

In deutscher Uebersetzung möchten sie also lauten:

Diesen prächtigen Bau o Castulus bringt dir zum Opfer
Unser glückliche Hirt, den du gnädig wollest beschützen;

Schirmer sei ihm auch der König, der wieder den Glanz dir gegeben,
Der dir lange geraubt war, mög' er nun ewiglich währen!

Man sieht, der Bischof Albert von Freising wird hier dem Schutz des heil. Castulus und des heil. Heinrich empfohlen, der die Kirche nach langem Verfall früher hergestellt hatte.

Der Chor der Kirche ist im gothischen Styl gebaut, und ragt weit über die Höhe des Schiffes hinaus. Sei es, daß man nicht mehr Raum genug im alten Chore fand für die Zahl der Kanoniker, oder daß man nur der überall aufflammenden Begeisterung sich hingab, Gott durch gothische Kirchenbauten zu verherrlichen, man begann i. J. 1468 diesen eleganten Chorbau, wie die Inschrift an der Chorwand es verkündigt: Anno domini MCCCCLXVIII am Pfingsttag vor dem Palmtag hat der durchlauchtig hochgeborne Fürst Herr Ludwig Pfalzgraf bei Rhein, Herzog in Ober- und Niederbayern den ersten Stein gelegt an dem Chore St. Castels Münster in Gegenwart des ganzen Kapitels." Es war im selben Jahre, wo Ludwigs Vetter Sigmund in München den Grundstein der Frauenkirche einsenkte! Während aber in München der ganze Umbau der alten Kirche vollbracht wurde, reichten in Moosburg die Mittel kaum zur Vollendung des Chors. Und so hat der Chorbau neben dem Schiffe jetzt das Ansehen eines Sohnes neben dem Vater, den er an Wachsthum weit überflügelt hat. Der Fortschritt der Gothik über die romanische Kunst ist übrigens ein organischer, nothwendiger, das Streben nach Oben und die noch unvollkommene Wölbung in der romanischen Architektur, die noch nicht alle Räume überspannen

konnte, drängte unbewußt zu diesem Wölbesystem, das überall anwendbar, Höhe und Leichtigkeit in sich vereinigte! Hier in Moosburg haben wir übrigens noch die flache Decke der ersten romanischen Zeit, daher der grelle Abstand zwischen Chor und Schiff.

In diesem Chore prangen aber zwei Meisterstücke der altbayerischen Holzschneidekunst, die Chorstühle und der Hochaltar. Die ersten mit höchst zierlichen Lehnen und Brustwehren und wunderlichen Gestalten, mit herumliegenden Löwen, Greifen und Adlern, gehören noch dem fünfzehnten Jahrhundert (Schluß) an. Der Hochaltar aber zählt zu den interessantesten Altären der christlichen Welt. Es ist ein Altarkasten mit den Statuen der Gottesmutter, des hl. Kastulus und Heinrich. Zu den Seiten des Schreins unter reichen Baldachinen sehen wir den hl. Johannes Baptista (mit dem Teufel zu Füßen?) und die heil. Barbara. Ueber dem Altarkasten wächst das Cruzifix heraus mit Maria und Johannes, etwas tiefer sind Freisings Patrone Corbinian und Sigismund angebracht. Alle Figuren aber weilen unter einem Laubdach von eleganten Baldachinen, umgeben von einem Walde von Phialen und sprossenden Pflanzenformen. Von den alten Flügeln hängen noch vier Reliefe an der Chorwand, das Leben des hl. Castulus vorstellend. Der untere Aufsatz (Predele) des Altares zeigt in Mitte einen Tabernackel, in welchem der hl. Leib niedergelegt war. Auf den Thürchen sieht man zierliche Gemälde, einerseits den Herzog Ludwig den Reichen mit seinem Sohne Georg und zwei Pagen, auf der anderen Seite den Probst und das ganze Kapitel von Moosburg. Sie knien da in steter Verehrung des Heiligen. So die bisherige

Deutung. Ich möchte aber fast vermuthen, es sei hier Herzog Albert IV. mit seinen drei Söhnen Wilhelm, Ludwig, Ernst und dem Propst Th. Mayr vorgestellt. Zur Seite sind noch die Wappen Bayerns und Moosburgs angebracht. Auf der Rückseite sehen wir ein Gericht und die Kreuzschleppung in Oel ausgeführt.

Welches ist die Zeit der Entstehung dieses Altars? Man könnte aus den Porträts schließen, daß diese Personen selbst noch die Ausführung dieses Altares bewerkstelligt hätten. Aber der Charakter der Sculpturen läßt diese Annahme nicht zu. Diese Ausladungen, diese derben Figuren mit tiefgeschnittenen, zerknitterten Falten, diese verrenkten Stellungen, die gewaltigen Bewegungen, die nackten Engel deuten offenbar darauf hin, daß dieser Altar erst im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts ist vollendet worden. Denn damals war erst die Idealität der mittelalterlichen Sculptur fast ganz eingebüßt, während die staunenswerthe Technik noch nachleuchtete, wie die Abendröthe nach Sonnenuntergang. Auch der weiße Anstrich deutet auf späte Zeit. Die Bilder auf den Thürchen, wenn die bisherige Erklärung richtig ist, zeigen also nur die Personen, welche bei der Erhebung der Reliquien des hl. Kastulus gegenwärtig waren und auch den Chorbau unternommen haben.

Trotz der späten Entstehung ist dieses Gebilde eines der lieblichsten reichsten Altarbauten der Gothik. Welche Harmonie der Verhältnisse, welches organisches Aufstreben, welche Leichtigkeit und Sinnigkeit des Aufbaues! Fragen wir nach dem Meister dieses köstlichen Werkes, so können wir leider den Namen nicht errathen. Ohne Zweifel war es aber ein Landshuter Bildschnitzer. Der wackere Meister Weiß von Landshut, der die neuen Tapetenfenster hier

o Hans Leinberger!

entwarf, will hiebei auf dem Hut eines Heiligen ein A gesehen haben und schließt auf den Namen Alletshofer, der öfter auf Landshuter Gebilden vorkomme. Auf andern Holzsculpturen in Moosburg, von trefflicher Charakteristik, wenn auch gleichfalls realistisch ausgeführt, fand ich das Monogramm HL. Auch dieser Meister gehört zu den tüchtigsten der Schule. So viel von dem Altare, der in der Neuzeit wegen seiner Bedeutsamkeit für die Kunst vom Architekten Harrer (jetzt in Lindau) in vorzüglichen Zeichnungen bekannt gemacht worden. Von andern Kunstwerken der Münsterkirche nenne ich das schöne Relief, das die hl. Ursula mit dem Papste Cyrinus und ihren Gefährtinen zeigt, wie sie eben von den Hunnen überfallen, und geschlachtet werden (aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts.) Es findet sich in der zierlichen Grab-Kapelle der Grafen von Moosburg. Ebenso die herrlichen Grabsteine des Propstes Mayr im Chor (St. Anna) und des Ritters Pucher im Seitenschiffe, Meisterstücke der Bildhauerei.

Die andern Kirchen Moosburgs sind weniger bedeutsam. Die Johanneskirche (die alte Pfarr- und Taufkirche, daher dem hl. Johann Baptista geweiht), zeigt noch das romanische Mauerwerk (unter dem Dache), das aber später einen gothischen Chorbau und Zopfverunstaltung erhalten hat. Vor der Stadt an der Strasse gegen Freising steht noch die Michelskirche, einst auch Pfarre, jetzt Kirchhofkapelle. Sie stammt aus dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts und besitzt noch die einfachen romanischen Formen dieser Zeit. Das gemalte Bild des hl. Christoph am Portal ist freilich vom Regen fast abgewaschen, aber doch lassen sich noch die kolossalen Formen erkennen. Man sieht

‡ An der Außenwand dieser Kapelle [illegible] der Seite des Eingangs des Münsters ist im Mai 1878 ein Steinbild von dem Grafen von Moosburg [illegible] entdeckt worden [illegible] wahrscheinlich aus dem 13ten Jahrhundert

hier wieder die Einheit der Traditionen im Mittelalter. Es war der Glaube verbreitet, daß, wer das Bild des hl. Christoph gesehen, an diesem Tage nicht jähen Todes sterben würde. Daher wurde das Bild an zahllosen Kirchen am Portal in großen Dimensionen aufgestellt, damit es allen zur Kirche Kommenden und Vorübergehenden sogleich in die Augen fiele. Woher jener Glaube entsprungen, ob aus dem Namen des Heiligen (Christusträger), oder aus besonderer Sage, ist noch nicht enträthselt worden. Nicht bloß die Kirchen, auch die Thore, das hohe Schloß, die kleinen eigenthümlichen Privathäuser mit Giebeln und Erkern (Schmollwinkeln) und die regellosen Straßen geben noch Zeugniß von der Bauweise des Mittelalters, wo die Freiheit der Einzelnen noch offenen Spielraum hatte und noch wenig durch Baupolizei beschränkt war.

Doch zeigen die noch vorhandenen Freiheitsbriefe der Moosburger, daß auch ihre Freiheit und Selbstherrlichkeit keine absolute gewesen. In dem Briefe, den Herzog Albert IV. den Moosburgern (1506) ausstellte, lesen wir: „Es soll ein jeder Burger auf dem Berg vor seiner Thür über 1 Fuder Mist nit haben. Es soll auch weder ein Burger noch die Köch keine rauhe Huet, die mit Laub besteckt sei, haben. Es soll auch jeder Burger bei seiner Hausung und vor ihren Thüren und in den Gässen keine Reiber noch Stecken haben noch schlagen vor ihren Reichen (Wasserabfluß) zu Kellerhälsen und Miststätten. Es soll auch ein jeder Burger auf dem Berg kein Privet ob der Erd nit haben, auch soll kein Schäbdach (Strohschabdach) auf dem Berg nit sein. U. s. f. Wer einen der Artikel überfährt, der ist dem Gericht schuldig vor jedem 72 dl."

So lautete die kurze Baupolizei der alten Zeit.

Auch in der Ausübung der Rechtspflege war die Bürgerschaft der Stadt beschränkt. Es ist interessant zu sehen, wie in früheren Tagen bereits die niedere und höhere Gerichtsbarkeit getrennt war. „Die von Mospurg, heißt es, sollen die Verhandlung der gemeinen Raufereien, Schmach und Injurien über ihre Bürger, Beisitzer und deren Kinder noch länger behalten, doch so, daß ihnen nur allgemeine Verbalinjurien als Hundtsfut u. dgl. zufallen, von der übrigen Schändung aber, als Schelm, Dieb, Rebell, Hex, Hexenmeister u. dgl. sollen sie sich enthalten. Außerdem wird ihnen zugestanden zu urtheilen über eine truckene Ohrfeigen oder Haarausraufen, Alles andere aber, als Blutrunsten mit Einschluß des Nasenblutens, Painschrödt (Schießen in die Beine mit Schrotten), Zahnwackeln oder gar Ausschlagen, und wo sich Krazer, blaues Maul oder Augen und Verschwöllung zeigen, sollen dem churfürstlichen Pfleggericht vorbehalten sein.“

So hatte der Rath der Stadt nur die Polizeivergehen ihrer eigenen Bürger zu bestrafen. Jede Blutvergießung und jedes Malefizvergehen sühnte der Pfleger. Und mit welchem Ernste dieser das Verbrechen zu strafen wußte, davon wüßte die Galgenlinde zu erzählen, die am Ende des städtischen Burgfriedens stand.

Aber nicht bloß die Uebung der Gerechtigkeit blühte in Moosburg, auch die Pflege der Weisheit, der Wissenschaft, ward nicht versäumt. Eine berühmte Klosterschule bestand hier schon frühzeitig. Folwin wird zwischen 1039—52 als Scholastikus genannt. Im zwölften Jahrhundert soll Gerhoch von Reichersberg, Deutschlands Bernardus,

aus dieser Schule hervorgegangen sein. Von Künstlern wird nur ein Glockengießer Kuno genannt. Die Neuzeit nennt die Historiker Nagel und Gandershofer.

So scheiden wir von dem alten Städtchen, das in der Gegenwart ein Landgericht und Rentamt besitzt und etwa 2300 Einwohner zählt. Viele Stürme haben auch am Bau dieser fast tausendjährigen Stadt gerüttelt, die Erbschaftskriege der bayerischen Fürsten selbst, die Verheerungszüge der Schweden, deren König Gustav Adolph am 10. Mai 1632 hier durchzog sammt dem Winterkönig Friedrich, deren Generale Horn, Wrangel und Turenne hier lagerten und selbst im Münster ihre Pferde aufstellten, dann die französischen Kriege, in welchen Moosburg auch den gefeierten Kaiser Napoleon sah (30. Dez. 1805), aber allen hat es Widerstand geleistet. Alle diese Größen der Geschichte sind gefallen, Moosburg steht noch! —

Von Moosburg aus wählt die Schienenbahn die Richtung der alten Fahrstraße nach Landshut am Fuße der linken Hügelreihe, während die neuere Poststraße sich am rechten Ufer der Isar hinzieht und noch ein älterer Saumweg über die Hügelkette auf derselben Seite führte.

Bald gelangen wir in freundlicher Landschaft zur neuen Brücke, welche über die hier in die Isar mündende Amper gespannt ist. Die alte Amperbrücke spielt eine Rolle in der Sage, wie in der Geschichte. Als der Schwedengeneral Horn mit seinem Heereszug von Altdorf gegen Moosburg sich bewegte, soll ihm hier an der Amperbrücke ein Ritter im schimmernden Waffengeschmeide entgegen getreten sein und den Uebergang ihm verwehrt haben. Er drang dann auf andern Wegen gen Moosburg vor und

nahm die Stadt. Da er nun die Münsterkirche betrat, erblickte er am Altare das Bild des heil. Kastulus und soll ausgerufen haben: Da ist der Ritter wieder, welcher an der Brücke gestanden! Man war der Ueberzeugung, der heil. Kastulus, selbst ein alter Kriegsoberster, sei schützend seiner Stadt damals erschienen.

Aber schon dreihundert Jahre früher hat eine große Kriegsschaar über diese Brücke zu ziehen versucht, aber das Verderben gefunden. Wir nahen uns nämlich den Gefilden, wo die erste entscheidende Schlacht zwischen Ludwig dem Bayer und seinem Gegner Friedrich dem Schönen von Oesterreich geschlagen wurde am 9. Nov. des Jahres 1313. Da fast alle Orte, denen wir noch begegnen, in dieser Schlacht eine Rolle spielen, da auch die nächsten Städte sich hier Ruhm und Ehren gepflückt, möge mir ein kurzer Bericht über den Verlauf der Schlacht bei Gammelsdorf erlaubt sein.

Otto IV. von Niederbayern hatte bei seinem Tode i. J. 1312 nur ein dreizehntägiges Söhnlein, Heinrich, hinterlassen. Die Vormundschaft über diesen, sowie über die Söhne seines verstorbenen Bruders Stephan übertrug er den Bürgern von Landshut und Straubing. Er ließ sie schwören, während der Minderjährigkeit des Prinzen nur den Herzögen von München, Ludwig und Rudolph, die Regentschaft zu übertragen. Darob fand sich aber der Adel Niederbayerns beleidigt, und da auch Friedrich von Oesterreich durch Gold und Versprechungen auf ihn einwirkte, verlangten diese Herrn, voran die von Hals, Degenberg, Puchberg, Hartlieb, Schönstein, man sollte die Vormundschaft über die Prinzen dem Herzog Friedrich über-

geben, dessen Bruder Otto mit einer Prinzessin aus Landshut (Elisabeth, Stephans Tochter) vermählt war.

Friedrich, der Anfangs selbst des Herzogs Ludwig Pflegerschaft anerkannt hatte, änderte nun seinen Sinn, erklärte sich zur Uebernahme der Vormundschaft bereit und setzte sein Kriegsvolk in Bereitschaft.

Ludwig, gutmüthig wie er war, wollte die Sache noch freundschaftlich beilegen, hielt zu Landau eine Unterredung mit Friedrich und suchte ihn durch Darlegung der Rechtsgründe zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Aber umsonst. Friedrich blieb taub gegen alle Vorstellungen, der niederbayerische Adel wurde immer übermüthiger in seinen Forderungen. Als Ludwig alle Bemühung vergeblich sah, schlug er endlich an sein Schwert und sprach: Wo Worte nichts vermögen, soll das Schwert entscheiden. So war der Krieg erklärt.

Alsbald fielen die Ritter von Niederbayern über das Eigenthum und die Personen der Bürger und Landleute her, die des Schutzes entbehrten. Ebenso thaten die Krieger und Reisigen Friedrichs, als sie den Boden Bayerns betreten hatten.

Dagegen schlossen die Bürger von Landshut und Straubing alsbald auch ein Bündniß und gelobten, ihr dem Herzog Otto gegebenes Versprechen mit deutscher Treue zu halten.

Ludwig war eben in München und sammelte sein Kriegsvolk. Zwar wollte er mit dem Auszug noch zögern, um eine größere Macht dem Feinde entgegenstellen zu können. Aber die Bürger Münchens, kampflustig, drangen in ihn, nicht länger zu warten, sich auf den Arm seiner

Bayern zu verlassen, und sogleich auf den Feind loszuziehen. Da brach Ludwig auf mit seinem Heere und zog gen Landshut, um diese Stadt vor dem Ueberfall zu decken. Als er aber bei Moosburg angekommen, erfuhr er, daß Oesterreichs Herzog bereits mit seinen Kriegern die nahe Hollertau besetzt habe, daß er also Landshut nicht mehr erreichen könne. Da zog er verstärkt durch Moosburgs Bürger und das umliegende Volk über Sixthaslbach, Afsalterbach nach Seidelbach, und schlug dort in der Ebene sein Lager.

Durch Kundschafter erfuhr er, daß der Feind im nahen Gammelsdorf mit überlegener Macht in einem wohlverschanzten Lager stehe und eine Römerschanze sogar benütze, um seine Wagenburg aufzustellen. Er erfuhr, daß sein rechter Flügel an den Wald bei Priel sich lehne, der linke bei Bruckberg stehe, die Reserve bei Witramsdorf sich befinde; endlich, daß auch die Bürger von Landshut und Straubing zu seiner Hilfe schon im Anzuge seien.

Da beschloß Ludwig auf den Rath seiner Hauptleute (des Grafen von Neuffen, Bertholds von Graisbach, Weichert von Trausnitz, der Marschalken Heinrich und Wilhelm von Biberbach) den Feind anzugreifen und die Schlacht zu wagen.

Am 9. November 1313 mit Sonnenaufgang brach er auf, ließ 200 oberbayerische Ritter unter dem Herrn von Schwezelberg im Wald zwischen Hörgertshausen und Mauern im Hinterhalt zurück und griff mit 600 Mann den von den Oesterreichern besetzten Wald an. Der Wald war bald genommen, aber bis Mittag währte der Kampf, bis die Schanzen erstürmt waren. Jetzt erst stand man

vor dem glänzenden Heere Friedrichs und seiner Ritter. Ludwig ließ angreifen. Der erste Sturm ward kräftig abgeschlagen, ein zweiter wurde mit noch größerer Hitze versucht. Während der Kampf nun wüthete, kamen die Bürger von Landshut und Straubing über Pfettrach, Furt und Frigendorf heran, griffen den rechten Flügel des Feindes an und fielen ihm zugleich in den Rücken. Da verbreitete sich Tod und Verderben, der Feind wankte, Unordnung riß ein. Da schlich der oberbayerische Adel aus seinem Hinterhalt und fiel raschen Fluges in die feindlichen Reihen.

Das gab die Entscheidung. Was nicht durch das Schwert fiel, wurde von den schweren Hufen der Ritterpferde zertreten. Jetzt flohen Friedrichs Ungarn, da sie ihre Pfeile verschossen hatten. Vergebens strengte sich Friedrich an, die Schaaren wieder zu sammeln, vergebens suchte der Adel Niederbayerns sich zu halten. Ludwigs Schaaren warfen die Widerstehenden. Da griff erst Herzog Ludwig selbst mit 400 frischen Kriegern den linken Flügel des Heeres an, der allein noch Stand hielt. Bald wich auch dieser und nun war die Flucht allgemein. Die niederbayerischen Ritter, welche die Gegend und Waldwege kannten, wußten meist den Weg der Rettung zu finden. Nicht so Friedrichs österreichische Ritter. Sie flohen nach Volkmannsdorf und suchten sich über die hölzerne Brücke zu retten. Aber das Gewicht der fliehenden Reiter und Rosse war zu groß. Die Brücke brach und stürzte sammt den Fliehenden in die rauschenden Wässer. Manche wollten durch Furten sich retten, aber sie wurden gefangen. An 350 Gefangene aus Adelsgeschlechtern fielen den Siegern in die Hände.

So endete gar ehrenvoll dieser Tag. Ludwig zog im Triumphe in Landshut ein und suchte seine Treuen zu belohnen. Den Bürgern von Ingolstadt, Landshut, München, Straubing, Moosburg überließ er einen bedeutenden Theil der Beute (in Moosburg hingen lange eroberte Fahnen in der Kirche), und zum Andenken ihrer Tapferkeit gab er der Sage nach der Stadt Landshut drei Helme (?), der Stadt Straubing die bayrischen Rauten zum bisherigen Pflug, der Stadt Ingolstadt den blauen Panther, weil die Bürger ein steierisches Panier erobert, der Stadt Moosburg die 3 Rosen der ausgestorbenen Grafenfamilie von Moosburg, in ihre Wappen, den Münchenern erlaubte er einen bluthrothen Schwengel an der Fahne zu tragen.

So lohnte Ludwig die Tapferkeit seiner Bürger. Den Ueberwundenen gegenüber bewies er Großmuth. Er verzieh dem niederbayerischen Adel, der ihn um Gnade bat und Treue schwor. Den österreichischen Gefangenen schenkte er die Freiheit, unterstützte sie mit Lebensmitteln und gab ihnen noch sicheres Geleite bis an die Gränze.

Das ist die Schlacht, die in diesen Regionen geschlagen wurde. Alljährlich am 9. Nov. ziehen die Bürgermilizen der beiden Städte Landshut und Moosburg nach Gammelsdorf, wo auch ein Gedenkstein steht, um den Jahrestag dieser für sie so ehrenvollen Schlacht zu feiern.

Nun ziehen wir weiter. Kaum haben wir über die Brücke gesetzt, so winkt uns zur Linken das nette Kirchlein Wang mit einem altdeutschen Freskobild über dem Portale (Verkündigung), einem Oelberge und zierlich ornamentirten Kirchenstühlen.*

Das stattliche Schloß Isareck, das auf derselben

* Die Kirchenstühle sind seit etwa 1869 spurlos verschwunden / dafür sind geringe moderne Nachbildungen an die Stelle getreten.

Seite prangt, soll vom alten Grafen dieses Namens stammen, ging später in den Besitz der bayerischen Herzoge über (Inschrift v. J. 1570), dann in den des Fürsten Radezivil und ist jetzt Eigenthum des Grafen Larosée. Der jetzige Bau soll vom Churfürsten Ferdinand Maria aufgeführt sein. Volkmannsdorf (volkamaristorff=Dorf des Volkmar i. J. 1073), zu dessen Pfarrei Isareck gehört, ragt vom nahen Berge in das Isarthal herein.

Die Schienen=Bahn zieht sich jetzt immer am Fuße der Hügelreihe hin. Merkwürdig, daß einst diese Berge bis Altdorf wie auch die gegenüberliegenden mit Weinpflanzungen geschmückt waren. Viele dieser Weinberge wurden zum Kastelstifte nach Moosburg geschenkt, in Moosburg selbst besteht noch der Weingraben und der Name Weinzierl ist noch in der Gegend häufig. In der Kirche zu Achdorf sieht man sogar auf den Kragsteinen Winzer, die eine volle Kufe mit Trauben heimtragen. Offenbar blühte also hier einst der Weinbau, es wurde auch Wein gekeltert und getrunken. Ein großer Historiker hat hierüber den Ausspruch gethan: „Diese Erscheinung ist unbegreiflich, daß man fast vor 1000 Jahren zwischen München und Landshut genießbaren Wein erzeugte. Entweder war das Klima damals milder, oder die Kehlen der Trinkenden waren noch wilder, rauher, so daß sie für die Säure noch weniger Empfänglichkeit hatten." Aber man muß den Umstand im Auge behalten, in welcher Form dieser Wein meist getrunken wurde. Man kannte noch nicht den Kaffee, Thee und diese warmen Getränke. Ihre Stelle vertrat der Wein, den man mit Zucker am Feuer bereitete. Dadurch verlor er gewiß an Schärfe und ward genießbarer. Uebrigens

war dieser Landwein auch mehr für die niedern Klassen, für die Dienenden bestimmt, während die Vornehmen sich am Wälschen= und Frankenwein labten, wie man im Moosburger Freiheitsbrief vom J. 1331 sieht. Wenn man aber bedenkt, welch ein Getränk häufig dem gemeinen Mann am Lande als Bier kredenzt wird, so wird gewiß die Ueberzeugung gewonnen, daß im Mitteltater der Dienende schwerlich schlechter daran war, wenn ihm Föringer= oder Moosburgerwein gereicht wurde.

Nach kurzer Fahrt gelangen wir nach Bruckberg, einem Pfarrorte mit zwei Kirchen und einem Schlosse, das aus einem älteren und neuern Theile besteht. Von hier aus führt die Straße nach Gelbertsdorf, dessen Kirchlein noch zwei treffliche Altäre der Gothik besitzt, deren Bilder zu den Meisterwerken der Landshuter Malerschule zählen.

Auf derselben Seite begegnet uns noch Gündelkofen (Gundelos Hof seit 883), dessen moderne Pfarrkirche noch einige Altarflügel mit Gemälden (Leben des heil. Petrus) enthält, dann die Filiale Eugenbach (seit 822 als Ypinbach vorkommend, vielleicht Berg des Ypo) auf hoher Warte, daher vielleicht auf römischer Basis gebaut, auch mit römischen Reliquien versehen, und Altdorf (seit 1098 bekannt) mit seinen beiden Kirchen und dem Oswaldsberg, auf dem gleichfalls ein römisches Kastrum gestanden haben soll.

Doch es ist billig, daß wir auch nochmal von der Bahn auf die Hügelkette am rechten Isarufer hinblicken. Da bietet sich unserm Auge dar vorerst das Schloß Kron=

winkel (Chrawinkel= Krähenwinkel, gegenüber dem Taubenberg), die Stammburg der Grafen von Preising, dann Ast (Atzungsplatz für das Vieh), dessen Schloß jetzt im Besitze des Herrn Hirschberger ist. In der romanischen Orts=Kirche sind noch einige alte Glasgemälde zu sehen, während die neue Schloßkapelle gleichfalls des Besuches würdig ist. In der Nähe treffen wir im Walde noch die Ueberreste eines vollständigen Römerlagers.

Näher an Landshut gerückt erscheint der Klausenberg, mit trefflicher Aussicht, bis in die Neuzeit herab der idyllische Sitz eines Klausners. Aus dem Thalkessel heraus, der sich sofort öffnet, ragt der Spitzkirchthum von Achdorf (Dorf an der Ahe, am Wasser). Das ist eine uralte Pfarrei, zu welcher selbst die Trausnitz lange gehörte, und Sitz eines berühmten Rittergeschlechtes, das im Jahre 1395 zuerst urkundlich auftritt. Die gothische Kirche des Ortes mit ihren neuen romanischen Altären ist der Besichtigung würdig.

Aber je mehr wir uns der alten Residenzstadt nähern, desto mehr schmucke Ansiedlungen begrüßen uns auch in der Ebene zur rechten Seite der Schienenbahn. Da überblicken wir, während die alte Pfarre Eching sich fast in Gebüschen verborgen hat, die Maierei Siebensee, wohl weil hier einst sieben Seeen im alten Isarrinnsal zurückgeblieben waren, seit 1443 ein neues herzogliches Jagdschloß; daran schließt sich der Rennweg, wo einst die so beliebten Pferderennen stattfanden, und endlich die Münchenerau, beide mit Schwaigen und üppigen Gärten umsäumt, die von ihrem Reichthum an Früchten selbst noch

München theilnehmen lassen. Bereits als das Dampfroß uns gegen Moosburgs Mauern hinführte, sahen wir Landshuts zahlreiche Spitzthürme wie kolossale Finger erhoben, und uns freundlichen Willkomm entgegen winken. Endlich ist uns der Einzug in Niederbayerns kirchenprächtige Hauptstadt Landshut gegönnt.

VI.

Landshut. Sage und Geschichte. Die Stadt. Kirchen und Kunstdenkmäler. Fürsten und Künstler. Kulturhistorische Züge aus alter Zeit. Gegenwart.

Ein geistreicher Mann hat unlängst geäußert, mit der Kenntniß der hl. Schrift sei es bereits in der Welt so weit gekommen, daß man nur eine Stelle der Schrift anführen dürfe, wenn man etwas Neues und Unbekanntes sagen wolle. Bauend auf das Urtheil dieses Weltkundigen, wage ich zu sagen im biblischen Bilde: Die Anfänge von Landshut waren klein und unansehnlich, wie ein Senfkörnlein, daher auch kaum zu erkennen. Daß die Römer, mit ihrem wunderbaren Talente, fremde Völker zu unterjochen und in ihrer Botmässigkeit zu erhalten, in der Zeit ihrer Herrschaft bei uns auch die Bedeutung des Berges erkannt und benutzt, auf dem jetzt die Trausnitz thront, ist sehr wahrscheinlich. Aber ich glaube auch, daß die folgenden deutschen Einwanderer, welche jene fremden Eroberer zurückgedrängt, gelockt durch den Reiz der Gegend, frühzeitig hier Niederlassungen begründet. Denn wie das Wetterleuchten am Himmel von dem Abzuge des Gewitters Zeugniß gibt, so deutet das milde Licht der Sage, das eine

Stätte umfließt, darauf, daß hier die Sonne einer früheren Kultur und eines frühern Kultus untergegangen. Gerade aber in und um Landsbut leuchtet die Sage so vielfältig auf, wie die Irrlichtlein häufig sich zeigen auf den Moosgründen zwischen Moosburg und Landshut. So erzählt das Volk noch, alljährlich in einer Nacht des Spätherbstes sprenge ein Reiter durch die Stadt auf weißem Rosse, mit fliegendem Mantel, daß die Funken unter den Hufen sprühen. Es müsse wohl ein Nachzügler der Schweden sein. Ich halte aber dafür, dieser Reiter sei eher ein Nachzügler des versunkenen altgermanischen Kultus, der altdeutschen Götterwelt, es sei Wodan, der Oberste der Götter, der Führer der wilden Jagd, der jetzt auf weißem Rosse seinen Umzug hält, um seinen Antheil an den Früchten des Jahres zu sammeln. Es ist also wohl eine Erinnerung an die Tage der heidnischen Vorzeit hier im Volke zurückgeblieben. Sollte damit nicht auch zusammenhängen, daß die zwei ältesten Kirchen dem hl. Georg und Martinus geweiht sind? Diese Heiligen sind in der Zeit der Karolinger gewöhnlich an der Stelle jener alten Gottheiten als Patrone der neuen christlichen Kirchen eingeführt worden, weil ihre äußere Erscheinung Aehnlichkeit mit jenen Gestalten des Heidenthums hat.

Doch lassen wir diese Vermuthungen, treten wir aus dem Helldunkel der Vorgeschichte. Die Sonne der wirklichen Geschichte Landshuts geht erst auf mit dem Herzog Otto dem Aelteren von Wittelsbach. Er soll sich hier, nachdem er bisher meist in Kelheim gehaust, auf dem Berge ein Gesäß erbaut und mit Hilfe der Juden die Stadt angelegt haben. So hat die Schäftlarer Chronik berichtet,

die Aventin eingesehen. Die reizende Schönheit der Lage und die Zweckmässigkeit des Berges, um von hier aus die wichtige Handelsstraße nach Regensburg zu überschauen und vor Anfällen zu sichern, mögen den Herzog zur Wahl dieser Stätte bewogen haben. Daher wohl auch der Name Landeshut, weil das Land ringsum von hier aus gehütet werden sollte. Da aber jenes Herzogs Regierung nur auf drei vielbewegte Jahre (1180—83) sich erstreckte, wird wohl sein Sohn Ludwig der Kelheimer erst die Pläne des Vaters zur Ausführung gebracht haben. Er baute sich auf der Höhe eine Burg (castrum landeshuete, erscheinend im Jahre 1205), in welche dann Otto der Erlauchte im Jahre 1232 seine Hofhaltung verlegte. Damals war das Schloß also wohl bereits vollendet, klein, aber massiv und derb, wie die Profanbauten des Frühmittelalters. In der Ebene aber, wo bisher einzelne Ansiedlungen gewesen, die zu den Pfarreien Eching und Ergolting gehörten, wurde mit Hilfe der Juden, die das nöthige Geld vorstreckten, die Anlage der Stadt begründet. Und um die Zinsen von den Schuldnern sogleich sicher erholen zu können, ließen sich die Juden selbst in großer Anzahl hier nieder, so daß sie bald eine eigene Straße und eine Gemeinde bildeten. So ist Landshut wohl als Nachahmung von München entstanden; dieses eine Schöpfung der Welfen, jenes eher eine Schöpfung der Wittelsbacher.

Von da an entwickelt sich die Stadt Landshut rasch, zur Altstadt wächst (14. Jahrh.) die Neustadt hinzu, die Freiungen bilden die Ergänzung, Thore, Kirchen und Klöster erheben sich, Herzoge Niederbayerns haben hier ihren Sitz, bis mit Georg dem Reichen i. J. 1503 die

Linie erlischt. Aber selbst als hierauf Landshut an die Münchener Linie gefallen, haust noch Herzog Ludwig, († 1545) der Bruder Wilhelm IV., in Landshut und baut sich da das neue Schloß in der Altstadt. Und auch die folgenden Fürsten, die in München residirten, erwiesen der Stadt Landshut besondere Huld und nahmen hier häufig noch ihren Aufenthalt.

Es kann mir nicht beifallen, über die Geschichte der Stadt auch nur einen Ueberblick zu geben und besonders die Sturmperioden der letzten drei Jahrhunderte zu schildern, des Landshuter Erbfolgekrieges (1503 — 8), der Schweden- und Franzosenkriege, die über Landshuts Stadt und Volk Wolken von Elend und Jammer ausgegossen. Es fehlte mir dazu der Raum. Auch ist Landshuts Geschichte schon von so vielen Männern eisernen Fleißes ausgeforscht und dargestellt worden, daß ich nur Allgemeinbekanntes wiederholen könnte. Den hierüber ausführliche Belehrung Wünschenden verweise ich also auf die Schriften von D. Reithofer, Meidinger, Staudenraus (Chronik der Stadt Landshut 1832), auf die Geschichte der Stadt Landshut, bearbeitet von Mehreren (Krüll'sche Universitäts-Buchhandlung 1835), und auf das neueste Werk dieser Art: Topographische Geschichte der Kreishauptstadt Landshut, von Dr. Wiesend. (Landshut. Thomann'sche Buchhandlung. 1858.)

Dagegen sei es erlaubt, das große freilich oft in Hieroglyphen geschriebene Buch genauer zu betrachten, das sich die Stadt in ihrer äußern Erscheinung, in ihren Denkmälern der Kunst und Sitte selbst geschrieben hat. Und wahrlich, Landshut darf stolz sein auf dieses Buch seines inneren Lebens. Wenn der Fremde vom Söller der Trausnitz aus die unter ihm liegende Stadt mit ihren

drei Theilen und Vorstädten überschaut, wenn er die langen Straßen dann durchwandert und dabei die Schöpfungen der Baukunst betrachtet, so wird er sich so ziemlich ein Urtheil über die Entwicklungsgeschichte dieser Stadt fällen können, ohne einen Buchstaben gelesen oder einen Menschen befragt zu haben. Die Steine reden zu ihm. Zwar hat die edle Stadt von ihrem alten Ansehen schon Manches eingebüßt, von ihren 13 Thoren und 33 Stadtthürmen sind viele gefallen, aber das Erhaltene reicht hin zur allgemeinen Beurtheilung. Diese Stadt ist entstanden in der Zeit des Ueberganges von der romanischen in die gothische Periode, sie hat im vierzehnten und besonders im fünfzehnten Jahrhundert eine außerordentliche, die höchste Blüthe des städtischen und geistigen Lebens erreicht, denn aus dieser Epoche stammt eigentlich das Ansehen des heutigen Landshut, und auch in den letzten Jahrhunderten hat sie noch über reiche Mittel zu verfügen gehabt, wenn auch ihre Bedeutung gesunken war. Alles aber, wie gesagt, tritt zurück hinter den Schöpfungen der Gothik des fünfzehnten Jahrhunderts. Im Ganzen trägt Landshut noch das einheitliche nationale Gepräge dieser Zeit. Und abgesehen von den Reizen der natürlichen Lage, der beiden Hügelketten mit ihren Laubwerkkronen und der sich schlängelnden Silberbänder der vielen Gewässer, besteht gerade darin die Schönheit von Landshut. Es ist wie wenige deutsche Städte ein Werk von einem Guß nnd ganz von deutscher Art! — Sehen wir uns nun die einzelnen Baudenkmäler, und Kunstwerke an, mit denen Landshut noch heute geziert ist.

Da prangt vor Allem auf hoher Warte das alte Schloß der Trausniz. Der Name erscheint erst in den

Aufschreibungen vom Jahre 1554. Früher heißt es das Haus oder Schloß bei Landshut. Ob hier der alte Volksname der Ansiedlung wieder durchgedrungen, indem schon früher Heinrich der Löwe eine Slavencolonie hieher verlegt haben soll (nach Dr. Sepp), wozu auch das alte Krailand (vom slavischen Krail = Richter) am Fuß des Berges stimmte, oder ob der Name des Hauptgemaches, der Trinkstube (Turniz, warme Stube) auf das ganze Schloß übertragen wurde, nachdem es nicht mehr als Wohnung diente, läßt sich schwer mehr zur Entscheidung bringen. Jedenfalls ist das Bauwerk, ein Conglommerat aus verschiedenen Perioden, mit seinem Wartthurm, der Gallerie, den Trinkstuben, Tanzsälen, der Narrenstiege und einst 135 heizbaren Gemächern von hohem Interesse.

Die Kunstforschung aber wendet ihr Auge vor Allem auf die Kapelle, die dem hl. Georg geweiht, zu den merkwürdigsten Kirchenbauten zählt. Sie ist nämlich eine Doppelkapelle, d. h. zwei Kapellen ruhen übereinander, die obere war für die fürstliche Familie bestimmt, mit eigenem Altar versehen, die untere aber für das Gesinde und das umliegende gläubige Volk. Beide Theile waren nur durch die Gallerie von einander getrennt. Der romanische Hauptbau stammt ohne Zweifel noch aus der Zeit Ludwig des Kelheimers (etwa 1220). Darauf deuten die Kreuzgewölbe, welche noch auf einigen romanischen Säulen ruhen. Darauf weist auch hin der Charakter der Bildwerke der Oberkapelle. In der Mitte ist die romanische Nische (Absis) angebracht, zu beiden Seiten prangen unter höchstzierlichen Tempelbaldachinen die Statuen der hl. Katharina und Barbara von Stein. Zur Linken aber erblicken wir,

ein großartiges Relief von Stein, den Gruß des Engels. Wie ergreifend ist dieses Bildwerk in Haltung und Ausdruck! Während der Engel spricht, gießt das Symbol des hl. Geistes, die Taube, einen Lichtstrom in das Ohr der Jungfrau. Es ist dieses eine eigenthümliche Auffassung der Incarnation im Mittelalter. Wir finden sie auch bei den Dichtern, wie bei Gottfried von Straßburg, welcher singt:

Er sprach zu ihr das Ave, das innigliche Grüßen,
Und durch das Ohr empfing sie ihn den Süßen!

Selbst der Stuhl, auf dem die Gottesmutter sitzt, ist höchst geschmackvoll, eine Beschämung für unsere Meubel-Fabrikanten!

In der Absis war einst ein Bild auf Goldgrund ausgeführt, jetzt sehen wir Johannes auf Pathmos, wie er das apokalyptische Weib schaut. Leider ist das Bild aber so sehr übermalt worden, daß wir über den ursprünglichen Charakter nicht urtheilen können. Auch an der Brüstung der Gallerie finden wir Figuren der Zeit angebracht, die Gestalten Mariä, Johannis Baptistä und der Apostel, während einige fehlen. Es war ohne Zweifel die Darstellung des Gerichtes, die man so gerne an Kircheneingängen anbrachte, um die Eintretenden zu ernsten Gedanken zu stimmen. Die Figuren sind kurz und etwas derb, aber doch in Allem schon gut motivirt.

Ueber die Brüstung hängt auch hier noch das alte Triumphkreuz mit Maria und Johannes. Da ist erfüllt, was die alten Kirchengesetze verlangen: es soll das Bild des Gekreuzigten in jeder Kirche so aufgestellt sein, daß es alle Eintretenden sogleich erblicken.

Johannes auf Pathmos Bild verschwunden, und das ursprüngliche Bild wieder hergestellt worden, anno 1872.

Naiv ist die Erklärung einer Eigenthümlichkeit dieses Bildes, die wir vom Volksmund empfangen. Zwei um den Besitz des Landes streitende Herzoge sollen sich nämlich verständigt haben, dem älteren solle das Land zufallen, wenn der Christus der Kapelle ein Zeichen gebe. Beim Eintritt der beiden in die Kapelle habe der Gekreuzigte dann die Füße, die bisher neben einander lagen, über einander gelegt uud so den Streit entschieden. Offenbar ist das Bild ein erster Versuch, in die starre Form der byzantinischen Gebilde der Art Bewegung und Leben zu bringen. Der Kopf zu den Füßen des Kreuzes, sollte er den ersten Adam andeuten, der der Sage nach am Calvarienberg begraben war, oder den Bildhauer, der sich hier vom Herrn mit Füßen treten läßt? Das Uebrige in der Kapelle stammt meist aus der Zeit einer späteren Ergänzung des Baues durch Herzog Ludwig dem Reichen, wie die Inschrift eines Altares angibt: Dux Ludovicus hoc altare posuit anno domini 1474 vicesimo quarto Maji. Von ihm also stammt das gothische Gewölbe, die alte Bemalung der Wände und das köstliche Sakramentshaus. Von den vier gothischen Altärchen, welche früher diese Kapelle zierten, jetzt aber im bayerischen Nationalmuseum zu München prangen, scheinen die zwei jüngeren (Leben Jesu und Mariä auf den Flügeln) der Zeit dieses Herzogs Ludwig anzugehören. Zwei aber sind Opfergaben des Herzogs Heinrich, seines Vaters. Denn auf dem einen Altare kniet er selbst mit seinem Sprichwort zur Seite: Wult Gott! Merkwürdig ist, daß diese älteren Altarbilder in Tempera gemalt, die ganze Milde und Lieblichkeit der alten Malerschulen zeigen, während die späteren zwei Altäre uns

Die gothischen Altäre kamen 1869 aus dem National Museum, wieder in die Trausnitzkapelle zurück. —

mehr derbere und flüchtige Oelbilder vor Augen halten. Man sieht, die edle Malerkunst sank gegen Ende des 15. Jahrhunderts bei uns bereits von der Höhe der Ahnen herab. Doch es ist Zeit, daß wir die herrliche Trausnitz verlassen.

Der romanischen Zeit gehört auch an eine Kirche am jenseitigen Ufer des Isarflusses, es ist die Afrakapelle des Klosters Seligenthal (Säldenthal, Thal des Segens, in Nachahmung vom Thal des Lichtes, Claravallis des Ordensvaters Bernardus). Hier stand schon in früheren Tagen eine Kapelle der hl. Martyrin Afra. Die Herzogin Ludmilla, Gemahlin Ludwig des Kelheimers, einstens Gräfin von Bogen, baute an dieser Stätte nach dem Tode ihres Gemahles ein herrliches Kloster für Cisterzienserinnen im Jahre 1232. Bis zum Ausbau der Klosterkirche (1259) mußten die Nonnen das Chorgebet in jener Afrakapelle verrichten, welche die Herzogin zu diesem Zwecke einer Restauration im Uebergangsstyl unterwarf. So entstand das Schiff des Kirchleins mit flacher Decke. In Mitte steht noch die Säule, in welche Ludmilla die Heiligthümer barg, die sie von Rom mitgebracht mit den Statuen der Herzogin und ihres Gemahls. An der Brüstung der Gallerie sehen wir in Nischen die interessanten Standbilder von 27 Mitgliedern der herzoglichen Familie. Sie sind umgeben, geschützt von den vier Erzengeln Michael, Gabriel, Raphael, Uriel. Das Bild des letzteren kommt in Deutschland vielleicht hier allein vor. Auch ein herrliches Crucifix (12. Jahrh.) und ein gothischer Leuchter verdienen unsere Bewunderung!

Während diese Theile also noch Nachklänge der romanischen Zeit sind, hat der Chor im 14. Jahrhundert einen gothischen Umbau erlitten. Auch einige Flügelaltäre der

Gothik, freilich mit sehr mittelmässigen Bildern, haben sich in der Kirche erhalten. So ist dieses kleine, unansehnliche Heiligthum noch immer eine Pretiose von Landshut. Wie arm an wahrhaft erhebenden, kirchlichschönen Gebilden erscheint dagegen die nahe große Klosterkirche von Seligenthal! Abtei und Kirche wurden ja in den Jahren 1732—1738 neugebaut. Daß dieses damals im blühendsten Zopfstyl geschehen, läßt sich erwarten. Hier lassen sich wahrlich Studien über den Charakter des Zopfes machen. Ein moderner Aesthetiker bringt den Zopfstyl mit der steifen Etikette jener Zeit in Verbindung. Alles war damals an das unabänderliche Ceremoniell gebunden: Titel, Kleidung, Schritt, Haltung, es war die Zeit der größten äußern Gebundenheit, zugleich die Zeit der modernen Despotieen. (Ludwig XIV. und seiner Nachahmer.) Der Zopf ist nun das Symbol der Gebundenheit, Alles ist gedreht, geflochten und gebunden an ihm. Daher wurde der Zopf in jenen Tagen auch äußerlich von Herren und Damen zur Schau getragen, er war die Signatur seiner Zeit. Und wie die Menschen, so die Bauten und besonders die Kirchen. Weil den Menschen der Zopf hinten hing, so hat man auch die Wände der Kirchen und die Altäre mit Zöpfen, gebundenen Kränzen von Blumen und Früchten behangen und so auch in der Kirche seines eigenen Wesens Ebenbild mit Lust geschaut. So damals. Seit wir uns aber vom geistigen und politischen Joch der Franzosen losgemacht, seit wir freier von jenen steifen Formen und Ketten der Ceremonien geworden, ziemt uns, weder am Leibe noch an den Bauten mehr Zöpfe anzuhängen. Nur den Frauen, denen immer Gebundenheit, Abhängigkeit ziemt, wie schon Plato

gelehrt, ist es noch erlaubt, Zöpfe zu tragen. So ungefähr hat jener Philosoph geredet. Von Interesse für den Kunstfreund ist in der Kirche nur der Grabstein des Herzogs Ludwig (der Münchener Linie) v. J. 1545, der über der Fürstengruft sich erhebt, und manches Grabmal der Preysing und Kärgl.

Das große, weitschichtige Klostergebäude fesselt unsern Blick weniger, als zwei ganz kleine und unansehnliche Gebilde des Mittelalters, die sein Inneres umfaßt. Das eine ist eine bischöfliche Mitra aus dem eilften Jahrhundert, klein und niedrig, wie es sich eignet, weil die Bedeckung doch nicht größer sein sollte als das Bedeckte, das Haupt, und sinnig mit Bildern versehen, die auf Goldgrund gewebt sind. Wie diese Mitra, englische Arbeit (das beweisen auch die Bilder, das Martyrium des Thomas Becket), nach Landshut gekommen, läßt sich nicht bestimmen, wahrscheinlich durch fliehende Priester oder Nonnen aus England, die hier ein Asyl gefunden. Es ist das älteste Werk der christlichen Kunst, das Landshut besitzt. Die andere Merkwürdigkeit ist eine Schlosserarbeit der Gothik in einem Gange des Klosters. Man sieht an dem Schlosse Augen angebracht, die man beim Oeffnen in die Hand nehmen muß. Gewiß ein naiver Schlosserwitz: Man muß hier wirklich die Augen in die Hand nehmen, um in das Gemach zu finden! Nun nahen wir uns erst den Meisterwerken der Landshuter Architektur, den großen Kirchen.

Voransteht der Zeit nach die Pfarrkirche St. Jodok in der Freiung. Sie wurde unter Herzog Heinrich XIII. im Jahre 1338 bei Erweiterung der Stadt erbaut, nach einem Brand im Jahre 1405 erneuert und vergrößert.

Aus der ersten Periode stammt noch das Hauptschiff und der untere Thurm, aus der zweiten aber der Bau der Seitenschiffe, der Vorhalle und Portale. Die ganze Kirche macht einen sehr wohlthuenden Eindruck, sie ist einfach, wie alle Ziegelbauten, harmonisch in den Verhältnissen, mannigfaltiger in Formen und Lichtreflexen, als die Martinskirche, weil ihre Seitenschiffe nicht gleiche Höhe mit dem Hauptschiffe, sondern eigene Bedachung und Beleuchtung haben! Wenn wir im Inneren uns umsehen, wird uns klar, daß die alte Liebe der Landshuter zu Gott und seinem Heiligthum wieder in hellen Flammen steht. Wie Vieles und Großes ist bereits zur Herstellung des Kircheninnern in würdiger Schöne geschehen! Im Chore schimmern bereits Glasgemälde (von Ainmüller), die wieder mehr in der alten an die Architektur sich anschließenden Weise ausgeführt sind und das Gericht schildern, wie das Mittelalter es darstellte, Christus in Mitte, Maria und Johannes als Vertreter des alten und neuen Bundes und die Apostel, denen verheißen ist, die Welt einst zu richten. Die vielen neuen erhebenden Altäre der Kirche sind für die Geschichte des gothischen Altarbaues der Neuzeit interessant, sie sind Schritte von den rohen Anfängen bis zum vollkommenen idealen gothischen Altar, der hoffentlich im Hochaltarbau uns einst entzücken wird.

Daran schließt sich St. Martins wunderbarer Bau, den die halbe katholische Welt kennt. Bereits seit 1270 stand hier eine Pfarrkirche. Als aber in Mitte des vierzehnten Jahrhunderts die Zahl der Bewohner und der Wohlstand Aller einen raschen Aufschwung genommen, beschloß man bereits im Jahre 1333, die Martinskirche zu ver-

größern. Aber verschiedene Umstände, besonders der Bau von St. Jodok, scheinen die Ausführung verzögert zu haben. Doch gegen Ende des Jahrhunderts muß der Bau des Chores bereits begonnen haben. Denn an der Außenseite des Chores prangt in Mitte ein kolossales Schweißtuch mit dem Bilde Christi und der Jahrzahl 1392. Nach meiner Ansicht ist dieses die Zeit des beginnenden Chorbaues. Der Stein soll die Zeit der Grundsteinlegung anzeigen. So finden wir einen ähnlichen Stein mit Inschriften an der Stiftskirche zu Altötting fast an derselben Stelle; zu Moosburg, ebenso im Chorinnern zu Neuötting. Nur war die Nameneinschreibung im 14. Jahrhundert noch nicht so gewöhnlich bei gottgeweihten Werken. Von da an stieg also das Riesenwerk allmählich empor unter reger Betheiligung der Herzoge, des Adels der Umgegend und der Bürgerschaft. Die Schiffe, wie es sich aus der Hallenanlage ergibt, wuchsen erst in den ersten drei Decennien des fünfzehnten Jahrhunderts empor, während der alte Bau allmählig sank. Die Bedachung und der Thurmbau (oberhalb des Prtals steht 1432) müssen sich noch bis gegen Ende des Säkulums fortgezogen haben. So erhob sich also der gewaltige Kirchenbau, der nun vor uns steht, (354′ 2″ im Lichten) 399′ lang, mit der Vorhalle 103′ breit, im Lichten 100′ hoch, mit dem Dachstuhl 163′, mit 16 Säulen, die nur 3′ Durchmesser haben, mit dem Thurm, 454′ hoch. Es war ein Werk außerordentlicher Kühnheit, ja Keckheit, diese schlanken Pfeiler, dieses Portal, diesen Thurmbau aufzuführen. Es war ein Meister, gewandt wie Wenige in der Cirkelführung und sicher in seiner mathematischen Berechnung, die nicht trügen

kann. Er war weniger phantasiereicher Künstler, als scharfsinniger Verstand und erprobter Techniker. Er hat mit unserm beengenden Landesmaterial des Ziegels das Mögliche der Leichtigkeit und Kühnheit eines Kirchenbaues geleistet.

Welches ist aber der Name dieses ruhmvollen Meisters? Immer mehr tritt er durch das Verdienst der Forscher Landshuts aus dem Dunkel hervor, das ihn bisher umhüllt.

Früher kannte man nur die Inschrift seines Grabsteins an der Südseite der Kirche. Unter einem charaktervollen, aber gutmüthigeu, bartlosen Gesichte eines Greises lesen wir:

Anno domini MCCCC XXXII starb hanns Stainmezz in die Laurenty maister der Kirchen und zu Spital und in Salzburg, zuo oting, zuo Strawbing und zuo

b'assburg, dem got gnadig sey. amen.

Damit ist sein Name Hanns und sein Gewerbe angegeben, und die Zahl der Kirchen, die er gebaut, nämlich ausser St. Martin die Spitalkirche zu Landshut, eine Kirche zu Salzburg, zu Oetting (Neuötting), zu Straubing und zu Wasserburg.

Welch ein rasches, fruchtbares, unermüdet thätiges Talent tritt uns also hier entgegen!

Die Neuzeit hat nun entdeckt, der Meister sei von Burghausen gewesen, (so nennt er sich im Jahre 1415 selbst: Ich Meister Hanns von Burckhausen, der Stainmetz und werkhmeister des Paus zu St. Martin), daß sein Familienname Strubel (?) gewesen, und daß ihn der Herzog Heinrich bereits im Jahre 1406 zum Lohn seiner

Verdienste ein Haus am Freithof von St. Martin überlassen habe, wie Herzog Ernst in Straubing einen Jahrgehalt. Von den spätern Meistern, die den Thurmbau vollbracht, ist des einen Name Stethaimer ermittelt worden.

So viel ist also von den Meistern der Kirche bekannt.

Das Innere kann wie alle Hallenkirchen von Monotonie nicht ganz freigesprochen werden, und hat leider auch eine Verzopfung erdulden müssen durch Ausweissungen und plumpe Schreineraltäre.

Doch sind einige unschätzbare Reliquien der alten Kunst noch erhalten, als Zeugen der Herrlichkeit, die einst hier gewohnt. Ich meine vor Allem den Hochaltar, der erst im Vorjahre vom Holzkoloß befreit worden, der seine zarte Schönheit bisher bedeckt hatte. Obwohl verstümmelt, der Flügel, des Abschlusses und des Mittelreliefs beraubt, und zwar erst in den dreißiger Jahren und zwar durch einen ehemaligen Professor der Aesthetik, der jene Perle der Sculptur zerschlug, um eine Winde anzubringen (!), so hat er doch noch einen außerordentlichen Reiz und gehört zu den interessantesten, gelungensten Altarbauten der Welt. Er kann sagen mit der Braut im hohen Liede: Schwarz bin ich (entstellt durch die Unbild der Zeit und Menschen), aber doch noch schön wie die Zelte von Cedar! Er bildet die Mittelstufe in der Geschichte des gothischen Altars zwischen dem Altare der Peterskirche in München, und dem des Moosburger Münsters. Vorder- und Rückseite sind mit gleicher Sinnigkeit erdacht und ausgeführt. Alle Darstellungen, die zahllosen Figuren und heiligen Sprüche beziehen sich auf das heilige Sakrament, auf das Opfer,

auf den, der hier im Tabernakel wohnt. Das ist seine bewunderungswürdige Einheit. An der Vorderseite erblicken wir die Gestalten des leidenden Christus, der schmerzhaften Mutter, der beiden heiligen Johannes, des heil. Martinus und noch einiger Heiligen, oberhalb die Reliefe der Verkündung, Geburt, Anbetung und des heil. Martinus als Almosenspender (das Mittelstück ist ergänzt als Heimsuchung, als erste Wirkung der Menschwerdung). Ringsum sind aber Engel, Propheten und die Evangelisten zu sehen. Auf ihren Spruchbändern zeigen jene die Theile des Gloria, diese Sprüche aus ihren Schriften, die sich beziehen auf das Sakrament. So sagt z. B. Lucas: „nempt und esset daz ist mein Leichnam der durch meinen Willen ist gebn in den pittern Tod." Bei Zacharias aber lesen wir: „Was ist so gut, was ist so schön wie die speis der Auserwelten und das edlist brod des leichnams Christi?"

Das Centrum der Rückseite bildet der Tabernakel, dem sich alles Andere unterordnet und anschließt. Ihn umgeben wieder zierliche Engelgestalten mit den Sprüchen: O wahrhaft würdige Speis! O hailsam Speis! Wir beten dich an! Du bist die Allmacht! Der du aufhebst die Sünden der Menschen erparme dich unser u. s. f. An den beiden Seiten sind wieder Gestalten des alten und neuen Bundes angebracht, die auf ihren Bändern wieder die Wahrheit der hl. Eucharistie verkünden. So ist das Ganze eine großartige, versteinerte Abhandlung über das Sakrament des Altars, ein plastischer Hymnus auf das Opfer, das sich hier vollbringt. Was das Material betrifft, ist der Altar, der wie billig nur zu den drei Fenstern emporreicht, die zu Ehren der drei Personen in der Gottheit immer

offen gehalten wurden, von weichem Sandstein, der in der Nähe Regensburgs gebrochen wurde. Er glänzte ursprünglich in Farben und Gold, hat aber gleichfalls später einen weißen, kalten Ueberzug erhalten.

Die Zeit der Vollendung dieses köstlichen Werkes ist das Jahr 1424. Es entstand also wohl noch unter der Aufsicht und Hand des Meisters Hanns selbst. Noch ist bemerkenswerth, daß ein Bürger Haselbeck 70 fl. zu dem Altar beisteuerte, was an der Rückseite zu lesen ist.

Aus derselben Zeit und Werkstätte stammt auch die herrliche gothische Kanzel in der Mitte des Schiffes (Jahreszahl 1422) und das Hauptportal mit einer Fülle von Bildwerken, die meist sich auf die Wirkungen des Kreuzesopfers beziehen, indem Frau Venus zur einen Seite hinausgetrieben wird, die Kirche mit den Sakramenten und Tugenden andrerseits erscheint. Man sieht, diese Landshuter Meister waren alle mehr Prediger des Heiligen als Künstler, sie versahen ihre Bilder mit Inschriften, um verstanden zu werden.

Auch die Chorstühle, aus der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts, mit prachtvollen Ornamenten, liegenden Figuren aller Art und Reliefen (Leben St. Martins und Christi), gehören zu den zierlichsten Gebilden der Art. Naiv ist die lateinische Inschrift. Ihr Sinn ist: Wenn alle Wesen Zungen wären, würden sie nicht reichen, das Lob des hl. Martin zu verkünden.

Doch auch im Innern der Martinskirche hat schon der neue Geist geweht. Schon ist der Chor in alter Herrlichkeit und Farbenpracht erstanden, ein großartiges, kunstvolles Glasgemälde, Mariä Himmelfahrt (von Schraudolph und Scherer), prangt bereits im hohen Mittelfenster,

seine Nachbaren werden auch bald mit demselben leuchtenden Gewand sich schmücken, und die völlige Herstellung des alten Steinhochaltars wird mit Umsicht vorbereitet. So tritt auch hier die Neuzeit würdig in die Fußstapfen des christlichen Mittelalters. Das möge genügen über die Martinskirche, an die seit 1599 das Kanonikat Moosburg verlegt worden.

Aber noch eine Fülle anderer Kirchen umkränzt die Stadt Landshut. Ich nenne nur die Spitalkirche zum hl. Geist (vom selben Meister nach 1407 gebaut und ähnlichen Charakters), die Pfarrkirche St. Nikola (auch aufgeführt unter Herzog Heinrich von derselben Schule) mit neuem Altare der Gothik, die Dominikanerkirche mit dem alten gothischen Chore (1336), die Kirchen der Jesuiten (1629) und Ursulinerinen (1679). Wenn auch die Kunst an den letztern Bauten uns weniger behagt, so hat dagegen die heilige Sage manches Kränzchen hingehangen, das uns lieblich anspricht.

So erklärt man eine Schweinsgestalt mit Trinkglas, die am Chor der Dominikanerkirche wohl als Symbol der Luxuria erscheint, als einen Arbeiter, der da oben die Mütze nicht lüftete, sondern trank, als unten das hochwürdige Gut vorübergetragen ward und der zur Stunde versteinert wurde.

Im Hause der Ursulinerinen aber geht die alte Tradition: Als die ersten Frauen des Ordens vom Churfürsten Ferdinand Maria nach Landshut berufen wurden, kamen sie, wahrhaft apostolisch zu Fuß wandernd, gegen Abend in Landshuts Nähe an. Hier aber in den Auen und Wäldern der Gegend verloren sie den Weg und irrten angstvoll umher. Endlich als die Noth am höchsten, als völlige Finsterniß einge-

brochen, erschien ein ehrwürdiger, aber milder, von Freundlichkeit strahlender Greis, der sich ihnen als Wegweiser anbot und sie bis zu den Thoren Landshuts geleitete. Es lebt seit jener Zeit der Glaube, der gütige Führer sei St. Joseph gewesen, der als Patron des Ordens gilt.

Aber auch noch viele Profanbauten Landshuts sind der Besichtigung werth, so der Kirchhof mit dem schönen Portal von Mönchsmünster (1180), das neue Schloß in der Altstadt, von Herzog Ludwig zwischen 1532 bis 43 erbaut aus Elementen der Gothik und Renaissance, das alte Rathhaus (1480), das alte Landschafthaus mit Bildern bayerischer Herzoge an der Façade, die Stadtthore und viele stattliche Privathäuser. Aber wo fänd ich ein Ende, wo tausend Dinge noch winken!

Von neueren öffentlichen Werken der Kunst weise ich außer den genannten noch auf die neue zierliche Franziskanerkirche bei Loretto hin, vom Bauinspektor Schmidtner im romanischen Styl (1836) erbaut, auf die protestantische Kirche, auf das restaurirte Bezirksgerichtsgebäude, auf die Statue des Herzogs Ludwig des Reichen, die von Brugger modellirt, von Miller gegossen, den durch das Münchener Thor einziehenden Fremden begrüßt und weit die zu kleine auf einen Brunnen berechnete Statue des Kaisers Ludwig (1622) überflügelt.

Doch damit bin ich auf ein Gebiet gewiesen, auf dem ich mich noch etwas zu ergehen wünschte. Die Bilder der alten Herzoge von Landshut und der Künstler Landshuts möchte ich noch etwas in das Auge fassen! Fürsten und Künstler stehen ja nach dem Dichter auf der Menschheit Höhen. Was also die weithinsichtbare Traus-

nitz für die Stadt Landshut, das sind jene großen Männer unter den Bewohnern derselben und für den ganzen Volksstamm der Bayern.

Wahrlich die Herzoge Landshuts sind Höhen unter den Fürsten Bayerns gewesen, auf denen mit Lust unser Auge ruht. Am hellsten glänzt das Dreigestirn der Fürsten, die den Beinamen der Reichen führen. Sie waren nicht blos reich an Geld (und vielleicht bestand ihr Reichthum auch weniger in Geld, als, wie im Mittelalter überhaupt, in Gold- und Silbergeräthen, in Perlen und edlem Gestein), sondern auch reich an Geist, an Verstand, an Muth, an Kraft und jeglicher Tugend.

Eine wahrhaft großartige, romantische Gestalt ist Heinrich der Reiche. Sie ist umflossen von jenem eigenthümlichen Reiz, der Büssende umgibt, oder Persönlichkeiten, die sich aus den Verführungen und Verirrungen der Jugend zum sonnenhellen Berge sittlicher Größe emporgerungen haben. Freilich bezeugt dieser Herzog auch wieder die Gebrechlichkeit des Menschenherzens, indem er gegen Ende des Lebens vom verfluchten Hunger nach Gold sich fesseln ließ. Er war ein Meteor, das aus dem Nebel der Erde sich erhebt, am Himmel im wundersamen Lichte lange glänzt und endlich vor dem Erlöschen wieder zu sinken beginnt.

Heinrich übernahm als sechzehnjähriger Jüngling die Selbstregierung des Landes im Jahre 1402. Er hatte schon einen Römerzug mit dem Kaiser gemacht, und nahm bald bei Tagen und Turnieren eine rühmliche Stelle ein. Bald aber von Höflingen übel berathen, ergab er sich der Verschwendung und legte darum eine drückende Steuer seinen Bürgern auf. Diese, fussend auf ihre alten Frei-

heiten, verweigerten sie und appellirten an den Kaiser Ruprecht. Da ward ein Gewaltstreich beschlossen. Der Herzog lud die Vornehmeren zu sich auf das Schloß, ließ sie plötzlich verhaften, verbannte vier vom innern Rath und legte den Andern schwere Schatzung auf. Dieses Verfahren erzeugte Gährung, mehrere Bürger verschworen sich, die schlimmen Räthe zu entfernen und die Bedrückungen mit Gewalt zu beenden.

Die Verschwornen hielten Zusammenkünfte im Hause des Bürgers D. Röckel. Die Frau dieses Mannes, Susanna, aber verrieth die Versammlungen einem Höfling, der bei ihr einzukehren pflegte, dem Ebran von Wildenberg. Da wurden die Verschworenen in der Charfreitagsnacht des Jahres 1410 überrumpelt, alle, die nicht entkamen, wurden eingekerkert, theils der Augen beraubt, einundfünfzig des Landes verwiesen und ihre Güter eingezogen. Das waren üble Anfänge der Regierung. Doch bald erkannte Heinrichs scharfes Auge, wohin solche Verschwendung und Bedrückung führen würden. Er bereute das Vergangene, fing einen sparsamen Haushalt an, entließ seinen ganzen Hofstaat, und besorgte mit Hilfe eines einzigen Priesters (wohl des Nikodemus Scaliger, des späteren Freisinger Bischofes) nun selbst die Angelegenheiten des Landes. Ja er nahm, um Geld zu verdienen oder zur Buße, sogar Kriegsdienste im Heere der Deutschritter (1410—12.) Nach seiner Heimkehr vermählte er sich mit Margaretha von Oesterreich, hielt streng den Landfrieden aufrecht, baute Kirchen und führte eine musterhafte Regierung. Sein Bild, als Glasgemälde ausgeführt, ist im nahen Inkofen in der Kirche zu sehen. Er kniet da mit seiner Gemahlin

vor dem Christkinde, das auf dem Arm der Mutter ruht, und spricht vertrauend: O gott, erparm dich über uns Sunder und Sunderin! Auch sein Wahlspruch: Wult Gott! fehlt nicht!

Er hinterließ endlich noch einen Schatz von 300000 Dukaten, zu dessen Häufung ihm die Juden behilflich waren, die er darum begünstigte, während sie sein Sohn aus Landshut vertrieb.

Noch herrlicher strahlt der Name dieses seines Sohnes Ludwig des Reichen (von 1450 an), mit der dreifachen Glorie des Kriegshelden, des Gönners der Wissenschaft und kindlicher Frömmigkeit. Glänzende Siege erfocht er bei Gundelfingen und Giengen selbst gegen das Reichsheer (1462), wie er auch die Raubritter des Landes mit starkem Arm vernichtete. Die Gründung der Universität Ingolstadt ist sein Werk, das er im Jahre 1458 beschloß auf den Rath seines trefflichen Kanzlers Martin Maier. Von seiner zarten Frömmigkeit zeigt der Bericht, daß bei Hof nie ein unsauberes Wort gesprochen werden durfte, von seiner glühenden Liebe zum Heiland der Umstand, daß er den meisten Briefen und Urkunden eigenhändig beisetzte: Jesus, du freust mich. Herzog Ludewig!

Wahrlich ein herrliches Bild eines Fürsten, dem selbst der scharfsehende Aeneas Sylvius (Papst Pius II.) hohe Bewunderung gezollt hat.

Sein Sohn Georg (seit 1479), schließt würdig die Reihe dieser trefflichen Fürsten aus der Landshuter Linie. Seine Hochzeit x) mit Hedwig von Polen (ihre Bilder sieht man in der Schloßkapelle zu Burghausen) ließ einen Blick thun in den zauberhaften Reichthum eines bayerischen

x) grosser Fries im Landshuter Rathaussaal.

Fürsten jener Zeit. Georg war guten Heezens. Die Gründnng des Collegium Georgianum für 11 arme Schüler in Ingolstadt verkündet noch seine Mildthätigkeit. Der gleichzeitige Maler des Fürstenbuchs sagt bei seinem Bild:

Herzog jörg war sein nam,
Des pluet aus diesem brunnen kam.
Er ist ain Furst edl und vil zart
Reich und gewaltig er aueh ward.

Er war ganz glücklich mit Ausnahme des Umstandes, daß ihm kein Sohn geschenkt war. Da ließ er sich, von Liebe zu seiner Tochter Elisabeth geblendet, bewegen, gegen das herkömmliche Recht, für sein Land seine Tochter, die an Rupert von der Pfalz verheirathet war, als Erbin zn bestimmen. Und dadurch entzündete er das Feuer des Landshuter Erbfolgekrieges (nach 1503), dessen Flammen über Land und Volk unsägliches Unheil brachten. Rührend ist der Bericht eines Chronisten über Georgs Tod. Er sagt:

„Jetzt kam unsers Georgs Sterbestunde heran. Ein Priester, der ehedem nicht sein geringster Freund war, Pfarrer zu Geisenhausen, sühnte ihn mit Albert (IV. von München) aus, daß er unter der Messe beim Agnus Dei rief: Mi Jesu, dimitte dimittenti! und sogleich seinen Geist aufgab."

Das sind einige Landshuter Fürstenbilder, deren Anblick uns immer erfreut!

Wenn wir dann noch auf die Künstlerwelt hinblicken, die im Sonnenscheine solcher Fürstengunst sich hier entfaltete, so müssen wir vor Allem uns erinnern, daß die Künstler jener Zeit noch ehrsame Bürger

gewesen, nicht einen eigenen akademisch gebildeten höheren Stand ausmachten, daß Kunst und Handwerk noch nicht geschieden waren. Daher wurden ihre Namen auch noch nicht viel genannt. Sie glaubten, es verstehe sich von selbst, daß sie das Beßte machten, dessen sie fähig waren, und haben sich und ihre Namen über dem Werke vergessen. Daher kennen wir so wenig altbayerische Künstlernamen. Nur aus Rechnungen oder einem Steine tritt uns hie und da ein Name entgegen.

Wer kann zweifeln, daß sich in Landshut eine tüchtige Steinmetzenschule gebildet habe, da fast zu gleicher Zeit eine solche Fülle von Bauwerken ausgeführt wurde? Diese Meister waren Architekten und Bildhauer zugleich. Eine Menge von Kirchenbauten in Nieder- und Oberbayern, die alle denselben Charakter zeigen, entstand durch ihren Geist und ihrer Hand Geschicklichkeit. Aber wie wenige Namen sind uns erhalten! Den belebenden Mittelpunkt der ganzen Schule kennen wir bereits, es ist jener Hanns aus Burghausen, der Schöpfer der Martinskirche. Ein späterer Steinmetz Peter von Burghausen erscheint 1520 in Regensburg auf einem Tag der Steinmetzen. Wahrscheinlich stammte er aus derselben Familie. In Straßburg baute gleichfalls ein Jakob von Landshut im Jahre 1492. Außer dem spätern Meister Stethaimer kennen wir dann nur mehr die Steinmetzen Jörg Amberger, den Linhard Kruckenberger, Wechselberger (1477), Jörg Sperl, Hanns zu Egelsee (1473), Hanns Suß, Jörg Eber (1505), Oberer (1533.) Wenige Namen für so viele Werke!

Dagegen ist aus den Hofrechnungen eine sattsame Anzahl von Malern, die in Landshut gewirkt, ausfindig ge-

macht worden. Leider aber fehlen wohl die Maler der frühern, idealeren Kunst, welche die heiligen Gebilde noch geistiger, himmlischer zu machen wußten, während man später immer mehr zur Nachahmung der blossen Wirklichkeit herabsank. Nur Michel Herlinger (1479), Mang (1488) und Sigmund (1482) mögen noch der ersten Epoche angehören. Dagegen sind Hanns Schwab, (für Herzog Ludwig in der Kapelle der Trausnitz malend 1518), Hofmaler Christoph Tremmel (1523), Hanns von Salzburg (1555 in der Kanzlei zu Landshut malend), Hermann (1540), Friedrich Sustris, H. Vorberger (1542), A. Siebenbürger (1578 an der Schnecke malend) und Hanns Maß (1569 zu Hof in der Kapelle) wohl als Maler der zweiten Epoche zu bezeichnen. Ihnen entstammen die meisten Bilder von Landshut und der Umgebung!

Endlich dürfen wir auch die Kunst der Künste, die edle Poesie, nicht vergessen. Sollte am Hof so ruhmreicher geistvoller und mit irdischen Schätzen hochbegabter Fürsten die Blüthe der Poesie gefehlt haben? Gewiß nicht! Auf der luftigen Burg der Trausnitz sang Reinbot von Dorn (Turm) auf den Wunsch des Herzogs Otto des Erlauchten und seiner Gemahlin Agnes die Legende vom hl. Georg, auf dessen Namen die Schloßkapelle ja geweiht ist. Es ist ein wundersames Gedicht. Mit tiefem Gemüth entfaltet Georgius die Herrlichkeit des Christenglaubens vor seinen Brüdern und der Kaiserin. Trefflich sind die Kampfscenen, gräßlich die Martyrien. Das zeigt, wie starke Nerven die bayerischen Hörer damals besaßen. Aber auch eine rührende Idylle erscheint im Gedicht. Der Held betritt eine arme Bauernhütte und siehe! die Balken grünen, der Tisch,

füllt sich mit Speisen, das todte Kind wird wieder lebendig. Alles verkündet, daß ein Liebling Gottes die Hütte betreten.

Auch der feurige Tanhuser, einer der größten Minnesänger aus der Gegend von Salzburg, hat hier gesungen, nachdem er das Kreuz genommen, das heilige Land geschaut und viele Länder durchwandert hatte. Davon erzählte er auf dem Schloße der Trausnitz. Aber auch Lieder der Liebe und der glühendsten Begeisterung für's deutsche Vaterland entströmten seinem Munde. So ruft er voll Sehnsucht nach einem starken Kaiser, wie Barbarossa gewesen, also:

Führe zum ersten an
Den Kaiser Friedrichen,
O we, daß man nicht finden kann
In allen deutschen Reichen
Einen König, dem zieme wohl
Nach ihm des Reiches Krone,
O we, daß er nicht leben soll,
Dem sie stünde so schone!

Aber auch im fünfzehnten Jahrhundert besingt ein Maler und Dichter, dessen Heimath Landshut gewesen, Ulrich Füterer, nicht blos die griechischen Sagen, sondern auch den ganzen Mythenkreis der Provenzalen (Merlin, Parcival, Lohengrin), und das Leben seiner eigenen Herzöge Bayerns. Wahrhaft ein universeller Dichter, wenn auch die Form etwas ungeschlacht und geschmacklos ist!

So hat also am Hofe zu Landshut, wo der letzte Hohenstaufe Conradin seine Erziehung gefunden, gewiß

auch die Blume der Poesie reiche Pflege genossen und duftende Blüthen getrieben!

Daß auch die Felder der Wissenschaft in Landshut nicht brach gelegen, wer sollte daran zweifeln bei dem Schutze von Oben, bei der Fülle der Stifte und Klöster, die hier geblüht, wenn auch wenige litterarische Werke sich erhalten haben? Jedoch verweise ich auf die Chronisten Veit Arnpeck, Ebram von Wildenberg (unter Georg dem Reichen), Probst Heinrich von Altötting, die als treffliche Berichterstatter über ihre Zeit erscheinen.

Daß hier frühe die regsamste wissenschaftliche Thätigkeit geherrscht, bezeugt auch die frühe Einführung der Buchdruckerkunst in Landshut. Hanns Wurm, Schwiegersohn des Buchdruckers Schön in Freising, druckte hier zwischen 1501—4 mehrere Werke. An ihn schließt sich Lukas Zayssenmayer, ein wandernder Buchdrucker. Zu den ältesten Buchdruckereien Bayerns zählt auch die des J. Fr. Rietsch, die sich bis zur Gegenwart erhalten hat. Sie wurde gegründet von Johannes Weyssenburger aus Nürnberg im Jahre 1513.

Die Jahre, in welchen die Hochschule von Ingolstadt hieher verlegt war (1796—1826), wo Sailer, Zimmer, Köppen, Salat, Ast, Röschlaub, Walther, Ringseis, Gönner, Bayer u. a. hier wirkten, sind mit ihren Licht- und Schattenseiten noch in aller Gedächtniß. Ohne Zweifel blühte damals am Ueppigsten das wissenschaftliche Leben in Landshut.

Noch kann ich von Niederbayerns Hauptstadt nicht scheiden. Einige Notizen über Sitten und Zustände alter Zeit möge mir erlaubt sein noch hervorzuheben, es sind nöthige Pinselstriche zum skizzirten Bilde dieser Stadt.

Vom Reichthum der alten Bürgerfamilien Landshuts zeugen die erhaltenen Urkunden über Verträge und Ankäufe. Es gab Bürger, deren Vermögen dem eines freien Reichsfürsten gleichkam. So übergaben Hanns Stepekch und seine Hausfrau Margret i. J. 1408 an Herzog Heinrich ihren Sitz und Gut zu Salmannsperg, ihre drei Höfe zu Furt, ihre Höfe und Güter zu Steppach, Haselpach, Obermünchen, Zell, Winzelsbach, Geiersheim, Süßpach, Satzhofen, Ranatzhofen, Niedermünchen, Goldern, Langenwisen, Schalchsdorf, Habramb, dann ihr Haus und Bodenstube nebst 6 Tagwerken Wismat! Und Besitzthümer von solchem Umfang treffen wir öfters bei Landshuter Bürgern im gleichen Jahrhundert. Handel und Gewerbthätigkeit waren die Quellen, aus denen diese Schätze meist flossen.

In Bezug auf Luxus und Kleiderpracht finden wir hier wieder eine Erscheinung, die noch dem altbayerischen Landvolke eigen ist. Niemanden fällt es noch jetzt ein, einen Tadel auszusprechen, wenn an Sonn- und Festtagen gewaltiger Aufwand gemacht, wenn hohe Kleiderpracht entfaltet, wenn am Tage der Kirchweihe der Erwerb vieler Wochen verschleudert wird. Wer dagegen an Werktagen ein sonntägliches Kleid trägt, wird schwerlich dem Vorwurf entgehen, daß er ein Leichtfuß und Verschwender sei. Aehnliche Beurtheilung finden wir schon im Mittelalter in Landshut. Als Herzog Jörg der Reiche die weltberühmte Hochzeit hielt mit Hedwig von Polen (1475), wobei Kaiser Friedrich III., sein Sohn Maximilian I., zwei Churfürsten, viele Herzoge und Ritter, Pfalzgrafen, sowie sechs Bischöfe und zahllose Gefolge anwesend waren, wobei im Turniere Herzog Christoph den Polenritter in den Sand warf, da

sprach Niemand einen Tadel aus, daß ein unsäglicher Aufwand im Zeitraum von einigen Tagen geschah, daß man bei den Gastmählern allein 333 Ochsen, 1130 Schafe, 285 Schweine, 75000 Krebsen u. s. f. verzehrte und an Wein 25 Fäßchen Malvasier, 5 Eimer Muscateller, 100 Fäßchen Rheinfall, 5616 Eimer gemeinen Wein u. s. f. trank, daß man 9000 Pferde acht Tage hindurch unentgeldlich fütterte. Als aber derselbe Herzog Georg einmal mit rothseidenen Strümpfen an einem Werktage erschien, schüttelten die Bürger die Köpfe und sagten: Wenn unser Herzog Jörg so daran will, so wird sein Reichthum bald abnehmen! —

In Bezug auf das alte Gerichtswesen bemerke ich, es sei gerade ein Jahrhundert verflossen, seit hier in Landshut die letzten Prozesse gegen Hexen und Unholdner geführt wurden (1754—56). Auch hat hier in Landshut das Vehmgericht bestanden. Herzog Heinrich der Reiche erschien selbst vor demselben (1433) zu seiner Vertheidigung. Noch wird das Haus gezeigt, in dem die Vehme zu Gericht gesessen. Es war ein Mittel, um auch die Mächtigsten, welche keine äußere Gewalt über sich erkennen wollten, vor ungerechter That abzuhalten. Für muthwillige Jungen stand aber in der Grasgasse das Narrenhäuschen als Ort der Haft.

Was die Verfassung der Gemeinde im Mittelalter betrifft, so hatte sie sich allmählich aus dem Volke von selbst entwickelt. Ein Stadtrichter, den ein Rath von zwölf Geschworenen umgab, stand an der Spitze der Verwaltung. Der Rath zerfiel in den äußern und innern Rath, in welchem den Vorsitz der Kämmerer führte. Alle wurden von der Gemeinde frei gewählt, nur sollten die Gewählten den

Fürsten nicht mißfällig sein. In wichtigen Dingen wurden auch noch die Zünfte und zweihundert Bürger mit entscheidender Stimme berufen, ja es konnte die ganze Gemeinde sich an der Berathung betheiligen. Man sieht, im Ganzen ist unser Gemeindewesen aus diesem Boden der Vorzeit hervorgewachsen.

Wollte ich von den Schöpfungen reden, die hier den Werken der christlichen Liebe geweiht waren, so käme ich an kein Ende. Da war das Spital zum heil. Geist für Pfründner, Kranke, Waisen und Irrsinnige, das Bürgerspital zu S. Jodok, das Blatternhaus bei S. Rochus, das Haus bei St. Sebastian, die Häuser zu St. Bartholomä und St. Lazarus für alle Arten von Kranken. Für hundert Stadtarme stiftete der Herzog Wilhelm V. ein wöchentliches Almosen. U. s. f. Die christliche Liebe war hier erfinderisch, wie an wenig Orten!

Das Gesagte bezog sich größtentheils auf das Landshut der alten Zeit. Ueber das Landshut der Gegenwart könnte ich nur Allgemeinbekanntes wiederholen.

Das äußere Ansehen der Stadt trägt nicht das Gepräge einer gefallenen Größe, der allmählichen Verkümmerung, wie so viele alte Städte, es zeigt, daß noch Jugendkraft, frisches Leben, Wohlhabenheit, Gewerbthätigkeit in diesen Mauern wohne. Sie ist wieder Sitz der Regierung von Niederbayern, des Bezirksgerichts und der übrigen Kreisstellen. In den drei Pfarreien (St. Martin, St. Jodok, St. Nikola) umfaßt sie an 10,000 Einwohner. Vier Eskadronen des zweiten Kürassierregiments sammt dem Stabe haben hier ihren Aufenthalt.

Der Erziehung und Pflege der Wissenschaft ist ein

Gymnasium mit Institut und Lateinschule, wie eine Gewerb- und Ackerbauschule geweiht.

Der historische Verein für Niederbayern ist redlich bemüht, sowohl durch seine Sammlungen (Münzen, römische und celtische Alterthümer), sowie durch interessante Abhandlungen das Dunkel der nationalen Vorzeit aufzuhellen und die Kenntniß der vaterländischen Geschichte zu verbreiten.

Daß auch die edle Kunst wieder mit Liebe und Verständniß gehegt werde, davon zeugen die Bauwerke, die Kirchen mit ihrer Erneuung zumal, sowie das nahestehende Kleingewerk. Bau-Inspektor Schmidtner, die Bildhauer Puille und Schuler und der reichbegabte Spänglermeister Weiß müssen besonders als solche bezeichnet werden, die würdig in die Fußstapfen der großen mittelalterlichen Künstler Landshuts zu treten sucheu.

Auch die christliche Charitas hat in den Herzen der Landshuter wieder die alte Stätte eingenommen. Zeugen dessen sind das Waisenhaus, das Krankenhaus, das Spital, die Häuser für arme Kinder, für Lehrlinge und der blühende Gesellenverein.

Und so muß die Stadt Landshut, wenn sie auch nicht mehr die Hut des Landes ist, doch noch immer als eine der kostbarsten Perlen in der Krone bayerischer Städte betrachtet werden.

So haben wir unsere Aufgabe erfüllt, den Reisenden auf seiner Fahrt längs der Isar zu begleiten und auf alles das Interesse in Anspruch Nehmende hinzuweisen, das uns auf diesem Wege begegnet. Freilich konnte das Meiste nur wie im Fluge berührt werden, da die Gränzen des Raumes gesteckt waren. Wie das Auge des Leibes auf

den Objekten während der Schienenfahrt nur kurz ruhen kann, konnte auch unser geistiges Auge der Betrachtung und die Rede nur einige Augenblicke bei den Dingen verweilen, die sich uns darboten. Das eignet sich aber vielleicht für ein Eisenbahnbüchlein. Möchte es mir wenigstens gelungen sein, zu zeigen, daß unser Isarthal viel des Werthvollen, Ansprechenden und Anziehenden enthält, daß Nichts so klein und verächtlich sei, dem man nicht Interesse abgewinnen könnte, das nicht Belehrung böte. Möchte es mir geglückt sein, durch meine Unterhaltung nicht selbst Langeweile erzeugt zu haben, nachdem ich beim Auszuge sie so heftig bekämpft und als eine Unmöglichkeit für meine Reisegesellschaft geschildert habe! —

H